Heinrich der Eiserne,
Graf von Hollstein.

Eine Geschichte
aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Zweiter Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1791.

Die Gräfin von Salisbury war eine von den wenigen Weibern, denen Männer nicht ungestraft in das Auge blicken dürfen. Der Ritter Eustach wagte dies, wurde aber dadurch bestraft, daß ein Blick der reizenden Gräfin Liebe in seinem Herzen entflammte. Das Verhältniß in welchem sie mit dem Könige Eduard stand, war ihm nicht unbekannt; dennoch aber unvermögend, das Feuer zu löschen, daß in ihm entzündet worden war. Er bemühete sich die Gräfin schuldlos zu finden und er fand sie schuldlos, weil er es wünschte; denn welcher Liebende findet nicht dem Gegenstand seiner Leidenschaft wenigstens im ersten Aufbrausen derselben, ehe noch der Verstand ihre Gluth abkühlt, so wie er ihn wünscht!

Des Ritters Leidenschaft war zu heftig, um sie lange in sich verschliessen zu können. Schon des andern Tages gestand er sie der Gräfin.

Erröthend antwortete sie: Einem gelobte ich Treue und dem halte ich sie auch. Ich

bitte Euch, edler Mann, thut nichts, was mich verleiten könnte, meinen Schwur zu brechen. Ich bin Euch Dank schuldig, und dieser wird in meinen Herzen glühen so lange es noch schlägt, mehr aber darf es für Euch nicht empfinden, da es einem Andern angehört.

Ich weis es, theuerste Gräfin — erwiederte Eustach — wer dieser Andere ist, und daß ich Euch das bey weitem nicht ersetzen könnte, was Ihr verlört, wenn Ihr statt seiner mich liebtet. Aber auch das weis ich, daß seine Liebe nicht feuriger, sein Wunsch: Euch glücklich zu machen; nicht eifriger seyn kann, als beides in mir. Irdische Größe verlört Ihr; entflöhet aber dagegen, den Ränken des Hofes und lebtet in den Armen Eures liebevollen Gemahls, ein friedlich Leben, in der Stille des Landes. Freilich gehorchen nicht Millionen meinen Winken, doch lieben einige tausend Unterthanen mich, wie ihren Vater. Alles, was Euer Auge vom Thurme meiner Burg erblickt, ist durch König Philipps Güte mein. Er gab es mir, da Eduard mich mit vielen wackern Bürgern von Calais verjagte. Genügt Euch das, verbunden mit der reinsten Liebe, mit der unwandelbarsten Treue, so macht mich glücklich, schöne Gräfin. Gebt Euer Herz und Eure Hand dem, der Euch jetzt die seinige bietet.

Die Gräfin wandte sich weg, bat ihn, sie zu verlassen, und nie wieder Wünsche zu äussern, an deren Erfüllung sie, ohne strafbar zu handeln, nicht denken dürfte. Er wiederholte was er vorher schon sagte, bat und flehte um Milderung dieses harten Urtheils, aber die Gräfin blieb unerbittlich.

Ihr versprecht mir völlige Sicherheit bey Euch — erwiederte die Gräfin — Ihr schwört mir sie bey Eurer ritterlichen Ehre, ich bitte Euch verletzt diesen heiligen Schwur nicht.

Das werde ich nicht — antwortete Eustach — ganz ohne Sorgen könnt Ihr bey mir seyn. Der Zufall, der Euch in meine Hände lieferte, soll Euren freien Willen nicht beschränken, nein er sey so frey als Eure Neigungen. Spricht in Eurem Innern nicht das Gefühl, daß Ihr an meiner Seite glücklich seyn könntet, oder widerspricht diesem die Verbindlichkeit eines frühern Gelübde, so werde ich Eurem Urtheile mich unterwerfen, so schwer auch dessen Befolgung mir werden wird. Ich verlasse Euch, schöne Gräfin, denkt dem, was ich Euch sagte, weiter nach, und wenn es möglich ist, o! so bitte ich, so beschwöre ich Euch, macht einen Mann glücklich, der es sich immer zur heiligsten Pflicht machen würde, Euer Glück nach allen Kräften zu befördern.

Die Rede des Ritters hatte allerdings grossen Eindruck auf die Gräfin gemacht. Seine Verdienste, seine Tapferkeit und all seine Tugenden kannte sie; und seine Gestalt war so, daß sie beim ersten Anblicke gefiel. Auch in Hinsicht auf irdische Größe, blieb ihr wenig zu wünschen übrig, da König Philipp dem patriotischen Ritter das, was er in Calais aufgeopfert hatte, reichlich wieder vergalt. Das alles muste die Gräfin von Salisbury nothwendig bedenklich machen.

Sie kannte jetzt das Leben am Hof besser, als da sie zuerst an Eduards Hofe erschien, mancherley Widerwärtigkeiten hatten den Pfad, auf dem sie Rosen zu finden hoffte, mit Dornen bestreut; und jetzt fühlte sie auch das Drückende und Lästige des Standes, von dem sie nur, als sie ihn zum Gegenstande ihrer Wünsche machte, das Schöne und Glänzende sahe. Liebe war ihr nicht die einzige Auffoderung zu Eduards Eroberung gewesen, Stolz, Eitelkeit und Begierde nach Größe waren mitwirkende Triebfedern. Anfangs hatten sie ihre Wünsche zwar nur darauf beschränkt: in Eduards Herzen zu herrschen; bald aber entstand auch der Wunsch in ihr: vom Throne herab über ganz England zu gebieten. So lebhaft wurde er zwar nie, daß Philippe

das

das von ihr zu befürchten gehabt hätte, was Cö-
leste sie fürchten machen wollte, aber im geheim
regte er sich doch öfters, und nur die Erfahrung,
die sie zu machen, oft genug Gelegenheit hatte:
daß man deshalb dem Glücke nicht im Schooße
sässe wenn man auf einem Throne sitzt; erstick-
te diesen Wunsch, als er noch im Aufkeimen
war.

Begierde: einen Thron zu erlangen; war
es also nicht, was ihr Eustachs Antrag weniger
annehmlich machte, nur die Liebe gegen Eduar-
den widersetzte sich der Annahme desselben. Mit
dem Eindrucke, den der Ritter auf sie gemacht
hatte, verband sich die Ueberlegung, wie ruhig
ihr Leben an seiner Seite dahin schwinden wür-
de, und wie unruhvoll es in ihrer jetzigen Lage
war. Tugend und Gewissen vereinigten sich
ebenfalls, um zu dem Vortheile des Ritters zu
sprechen; denn bisweilen wurde der Gedanke:
daß die Rolle die sie an Eduards Hofe spielte,
bey allen äussern Glanze nichts weniger als eh-
renvoll für sie wäre; ganz lebhaft in der Gräfin.
Eustach hatte also Verstand, Tugend und Ge-
wissen zu seinen Fürsprechern, für Eduarden
sprach blos Liebe. Etwas Aehnliches, das aber
mehr aufgeregte Sinnlichkeit war, empfand die
Gräfin zwar auch für den Ritter, aber doch war

diese neue Liebe, wenn man jene Empfindung dafür will gelten lassen, weniger stark als die ältere. Alle diese verschiedenen Empfindungen kämpften in dem Busen der Gräfin, aber schon nach kurzem Kampfe siegte Liebe für Eduarden.

Nicht lange ließ der Ritter Eustach seine schöne Kranke allein, Ungeduld, sein Schicksal zu erfahren, trieb ihn bald wieder zu ihr.

Nun theure Gräfin — sprach er — weiter sagte er nichts, aber seine Mienen drückten mehr aus als die größten Rednerkünste vermögend gewesen wären.

Ich wiederhole, was ich vorher schon sagte — antwortete die Gräfin — und nun Ritter, wenn Ihr wirklich der edle Mann seyd, für den ich Euch halte, so quält mich nicht länger, denn Euch anzuhören ist schon strafbar. Ich bitte Euch, verlaßt mich und seht mich nicht eher wieder, bis Ihr kommt, mich nach Calais zu begleiten. Morgen oder übermorgen, versichert mir der Arzt, könnte ich ohne Gefahr die Reise dahin antreten.

Wir wollen nicht alles wieder erzählen, was der Ritter und die Gräfin noch mit einander sprachen. Hofnung: doch noch in seinem Unternehmen glücklich zu seyn; verleitete ihn, die Bitte der Gräfin nicht sogleich zu erfüllen. Er

bat, er flehte und wendete alles an, was Liebe ihm eingab, als aber die Gräfin statt aller Antwort nur die Bitte: sie zu verlassen, wiederholte und sich endlich von ihm wandte und auf alles, was er zu ihr sagte, keine Antwort mehr gab, verließ er sie und schwor bey seinem ritterlichen Worte und bey allem, was ihm heilig war, nie wieder etwas von dem zu erwähnen, wovon er jetzt gesprochen hatte und die Gräfin so bald es ihre Gesundheitsumstände erlaubten, sicher nach Calais zu dem Grafen von Hollstein zu bringen.

Jetzt, da wir des Grafen Namen schreiben, fällt es uns ein, daß wir ihn zu Ende des ersten Theils in einer Lage verliessen, die jeden Leser, der an seinem Schicksal Theil nimmt, für ihn besorgt machen muß. Wir verlassen also die Gräfin auf eine kurze Zeit, um zu unserm Helden zurückzukehren.

Wären Heinrich und Johann nicht ihrer Waffen beraubt gewesen, so würde die starke Begleitung, mit welcher der Burgbesitzer in ihr Schlafzimmer trat, sie nicht haben abhalten können, ihn für sein unredliches und verrätherisches Betragen und für sein Lachen, das beiden

hönisch schien, zu bestrafen, so aber blieben Ihnen nur Worte übrig. Sie machten ihm die bittersten Vorwürfe, verlangten mit Sturm ihre Waffen wieder, beriefen sich auf die Pflicht des Ritterstandes und auf die Heiligkeit seines Versprechens, da er ihnen gestern bey seinem Schwerdte vollkommenene Sicherheit versprach.

Feinden des Vaterlandes ist man nicht schuldig seyn Wort zu halten — antwortete der Ritter.

Aber ein Ritter ist es dem andern zu halten schuldig — erwiederte Heinrich — seyd Ihr ein Ritter, und dieses edlen Standes nicht unwürdig, so laßt uns unsre Waffen wieder geben. Wir wollen mit Euch kämpfen, und dann entscheide der Sieg zwischen uns.

Der Ritter lachte noch mehr als vorher. O nein, — sprach er — so thöricht bin ich nicht, daß ich meines erlangten Vortheils mich ohne Noth begeben sollte. Ich bin ein Ritter, binde mich aber nicht sklavisch an die Gesetze dieses Standes. Sie verbieten, gefangenen Rittern Fesseln anzulegen, aber ich lache ihrer, und lasse Euch fesseln, ob Ihr gleich Ritter seyd.

Alles Widerstreben war unnütz, so unnütz als das Berufen auf die Gesetze des Ritterstandes. Heinrich und Johann wurden mit schwe-

ren Fesseln belegt, und dann von einigen Knechten fortgeführt.

Hinab mit ihnen ins Burgverlies — schrie der Ritter — da mögen sie verschmachten, oder ihr eigenes Fleisch essen und ihr Blut trinken.

Sinnlos wurden beide in diesen Aufenthalt des Schreckens gestossen, sinnlos lagen sie da eine Zeitlang in der Gesellschaft von Ratten, Mäusen, Kröten und Eidechsen, endlich brach ihre Wuth in lautes Toben aus. Eine Stunde befanden sie sich in diesem fürchterlichen Zustande, als einer der Knechte, die sie in das Burgverlies brachten, wieder zu ihnen hineintrat.

Freuet Euch gestrenge Ritter — rief er ihnen zu — Euer Gefängniß soll gemildert werden. Eine Dame hat für Euch gebeten, eilet ihr zu danken.

Er führte sie in das nämliche Zimmer, wo sie die Nacht vorher geschlafen hatten, und wie groß war ihr Erstaunen, als sie die Gräfin von Salisbury erblickten.

Ist es möglich — rief Heinrich — oder täuschen mich meine Augen? Euch, edle Gräfin, finde ich hier und danke Euch wahrscheinlich die Befreiung von diesen schändlichen Fesseln?

Ehe noch die Gräfin antworten konnte, trat der Burgbesitzer in das Zimmer, hinter ihm

zwey Knappen, die Heinrichs und Johanns Rüstungen und Waffen trugen. Er befahl diesen, sie ihren Besitzern zu überreichen, und sprach dann:

Hier, edle Ritter, nehmt Eure Waffen wieder! Alles, was seit gestern Nachts mit Euch vorgieng, war nur Spielwerk.

Aber ein schreckliches Spielwerk — entgegnete Heinrich — also mit Rittern zu spielen ziemt keinem biedern Manne.

Verzeiht — fuhr der Burgbesitzer fort — verzeiht dem Ritter Eustach von Saint Pierre, daß er die Begierde, sich für das, was er erdulden mußte, ein wenig zu rächen, nicht widerstehen konnte. Ihr Herr Graf, tödetet meinen Bruder und Ihr, Prinz, meiner Schwester Mann. Dafür und für die Todesangst, die Eduard mich empfinden ließ, als ich mit einem Stricke um den Hals *) so lange vergeblich

*) Der französische Geschichtschreiber, Froissard, erzählt: daß Eduard bey der Einnahme von Calais den Einwohnern unter keiner andern Bedingung hätte Gnade wollen widerfahren lassen, als wenn sechs ihrer angesehnsten Bürgern ihr Leben für die übrigen aufopferten. Eustach von Saint Pierre war der erste, der sich dazu erbot, fünf andere folgten seinem Beyspiele. Mit Stricken um den Hals gien-

harren mußte, ehe er mich vom Tode lossprach, ängstigte ich Euch jetzt zwey Stunden lang. Noch einmal bitte ich Euch, verzeiht mir und geniesset jetzt der Freude um so mehr. Nicht länger braucht Ihr nun den Räubern der Gräfin nachzusetzen. Schon vor zwey Tagen war ich so glücklich, sie zu retten. Krankheit hielt sie bey mir zurück, doch ist sie nun außer Gefahr. Gönnt mir ihre und Eure Gegenwart noch für den heutigen Tag, morgen geleite ich Euch die Hälfte des Weges.

Die Gräfin von Salisbury war voller Freuden, Johann und Heinrichen mit sich unter einen Dache zu sehen, und auch diese freuten sich, die Gräfin gefunden zu haben, aber den grausamen Scherz, den der Ritter Eustach mit ihnen getrieben hatte, konnten sie nicht so leicht vergessen und eben so wenig seine Bitte: ihm zu

gen sie zu Eduarden, der sie lange unter Todesfurcht zittern ließ. Die Bitten einiger der Angesehnsten seines Heeres, und das Flehen seiner Gemahlin, durch einen Fußfall noch eindringender gemacht, bewogen ihn endlich, diesen sechs edlen Männern das Leben zu schenken, das sie für ihre Mitbürger so willig aufopfern wollten. Diese Erzählung Froissards, wird jedoch nicht durch Zeugnisse mehrerer Schriftsteller bestätigt.

verzeihn; erfüllen. Am wenigsten war dies Heinrichen möglich.

Daß Ihr der Frau Gräfin in Eurer Burg sichern Aufenthalt gabt, daß Ihr sie nach Calais zurück begleiten wolltet, dafür danke ich Euch — sprach er zu dem Ritter Eustach — daß Ihr aber mit uns, als mit Kindern spieltet, wahrlich Herr Ritter, das kann ich Euch nicht verzeihn! Wärt Ihr nicht der Retter der Gräfin von Salisbury gewesen, Ihr müßtet mir für diesen Hohn, im Kampfe auf Leben und Tod, mit Eurem Blute büssen. Verstattet Eure Gesundheit, Frau Gräfin, daß wir heut noch abreisen können: so laßt uns eilen, die Burg eines Mannes zu verlassen, der mit edlen und freien Männern ein unerlaubtes Spiel treibt, das gegen Leibeigne nicht einmahl zu entschuldigen wäre. Doch ehe wir scheiden, sagt uns erst, Herr Ritter, wie es kam, daß Ihr uns durch List in Eure Gewalt locktet.

Ich vermuthete — antwortete Eustach — daß Ihr die Frau Gräfin aufsuchen würdet, und war eben im Begriffe, einige meiner Leute auf Kundschaft nach Euch auszusenden, als einer mir die Nachricht bracht, er hätte zwölf Reiter gesehen, welches vermuthlich Hollsteiner seyn müßten, weil das Panier, das sie bey sich führten, mit einem Nesselblatte bezeichnet wäre. Ich sandte

diesen sogleich nach Euch aus, mit dem Befehle: Euch durch irgend eine List in meine Burg zu locken. Er konnte, wie Ihr selbst wißt, meinen Auftrag um so eher ausrichten, da Ihr einen Ort suchtet, wo Ihr übernachten könntet. Bey Eurer Ankunft war meine Absicht, Euch sogleich die Gräfin zuzuführen, aber bald entstand der Gedanke in mir: mich an Euch zu rächen. Vielleicht wäre ich bald von diesem tollen Gedanken zurückgekommen, wenn nicht einer meiner Leute, dem ich ihn bereits mitgetheilt hatte, mich zur Ausführung meines Einfalls aufgemuntert hätte. Jetzt ist es zu spät, zu bereuen, was ohne Ueberlegung geschah. Ich bin Euch, edle Ritter, Genugthuung schuldig und ich will sie Euch geben. Wir wollen mit einander kämpfen.

Er gab seinem Leibknappen Befehl: seine Waffen zu holen; und wahrscheinlich würde der blutige Kampf begonnen haben, wenn es die Gräfin von Salisbury nicht verhindert hätte. Der Retter ihres Lebens muste ihr theuer seyn, ihre Beschützer waren es nicht minder; nothwendig muste sie daher bey dem Gedanken: daß einer von ihnen in diesem Kampfe sein Leben einbüssen könnte, erzittern. Schrecken und Furcht, für drey ihr werthe Personen, machte, daß sie die Vorschriften der Schicklichkeit vergas. Sie stürzte sich Heinrichen, in dessen Gesicht mehr

Zorn ausgedrückt war, als in den Gesichtern der Uebrigen, in die Arme.

O Ritter — rief Sie — ich bitte Euch, bey allem was Euch heilig ist, laßt Euren Vorsatz fahren, vergebt Herrn Eustach die Beleidigung, die er Euch anthat, ahndet sie nicht; ob sie es gleich verdient. Es würde den übrigen Tagen meines Lebens den größten Theil ihrer Ruhe rauben, wenn der Mann, der an mir so edel handelte, der mir das Leben rettete, oder wenigstens meine Freiheit erhielt, durch Euch getödet würde, so wie es mich im Gegentheil nicht weniger schmerzen würde, wenn Euch, Herr Graf, dem ich so viele Verbindlichkeit schuldig bin, ein tödlicher Streich von Ritter Eustachs Händen träfe. Ihr seyd zu sehr von Zorn entbrannt, als daß Ihr Euren Kampf eher enden würdet, bis der Tod den Sieg für einen unter Euch entschiede. Erfüllt die Bitte des Ritters, vergebt was einmal geschah und nun nicht zu ändern ist, umarmt Euch und scheidet als Freunde.

Lange muste die Gräfin vergebens bitten. Heinrich war zu sehr beleidigt, um ihrer Bitte, so eindringend sie sie auch zu machen wußte, sogleich Gehör zu geben. Der sanftere Johann vereinigte endlich die seinigen mit den ihrigen und beide, verbunden mit dem Ritter Eustach,

bestürmten Heinrichen so lange, bis er verziehe.

Der Wirth gab sich nun alle Mühe, seine Gäste freudig und ihnen das vergessen zu machen, was vorher geschehen war. Er ließ ein großes Mahl zurichten, die herumgehenden Becher öffneten die Herzen der Freude, und fröhlich wurde ein Tag beschlossen, der so traurig angefangen worden war Am andern Morgen reiste die Gräfin nach Calais ab, wo sie mit ihren Begleitern glücklich ankam.

Hier fanden Heinrich und Johann ihre Reisigen, denen sie, als sie sich von ihnen trennten den Befehl gegeben hatten: wenn sie in ihrer Nachforschung nicht glücklich seyn sollten, nach drey Tagen wieder nach Calais zurückzukehren. Sie hatten diesen Befehl befolgt, waren aber, da sie die Nachricht erhielten; daß ihre Herren noch nicht wieder gekommen wären; schon im Begriffe von neuem Nachsuchungen anzufangen, um nun diese zu finden, als der Wächter auf dem Kastel Ritter anblies. Wie sehr freuten sich alle, daß sie jetzt im Panier der Ankommenden das Nesselblat erblickten. Alle Bewohner des Castels eilten hinaus und bewillkommten ihre Anführer, für die sie schon gezittert hatten, mit lautem Jubelgeschrey.

Noch lebhafter als die Freude dieser Männer, war die Freude der kleinen Clelie, die sich seit der Abwesenheit ihrer Muhme in Thränen gebadet hatte. Entzückt flog sie jetzt in ihre Arme, wo Freude sie fast ohnmächtig machte. Auch Kunigunde schien erfreut, und wußte sich so künstlich zu verstellen, daß die Gräfin nichts weniger ahndete, als daß sie es wäre, die alle Leiden verursacht hätte, die sie in den letztern Tagen betroffen hatten.

Indes alle die im Kastel lebten, die lebhafteste Freude empfanden, bemächtigte sich Aergerniß und Wuth der Königin und Cölestens. Schon hatten sie sich gefreut, neben der Gräfin, auch den Grafen von Hollstein aus dem Wege geschafft zu haben, denn weil er so lange ausblieb, glaubten sie, er würde nie wiederkehren. Jetzt da er zurückgekommen war und die Gräfin von Salisbury mit ihm, fieng Cöleste an zu zittern. Sie beurtheilte beide nach sich selbst, und fürchtete daher ihre Rache. Die Königin, die der Graf von Hollstein schon vorher, ohne seine Schuld, wider sich gereizt hatte, war jetzt im höchsten Grad wider ihn aufgebracht, da er nicht nur ihre Nebenbuhlerin schützte, sondern auch die Absicht der Königin: sich von ihr zu befreien

vereitelt hatte. Dies war es, was Cölesten tröstete. Sie hoffte nun um so eher die Beistimmung der Königin zu einem Anschlage zu erlangen, den sie gleich den Tag nach dem Raube der Gräfin, wider den Grafen von Hollstein gemacht hatte.

Den Greis, der bisher in dem Kastel den Löwen gefüttert hatte, brachte Cöleste in die Dienste der Königin und ersetzte seine Stelle mit einen Böswichte, der der schwärzesten Freveltaten fähig und ihr völlig ergeben war. Diese Veränderung war im Kastel wegen der Unruhe, die jetzt darinn herrschte, nicht bemerkt worden, um so weniger, da der neue Löwenwärter sich so viel möglich verborgen hielt und der alte noch immer ab und zu gieng. Dieses Menschen gedachte sich Cöleste zur Ausführung ihres Plans wider Heinrichen zu bedienen.

Wie sehr haben wir uns in unsern Hoffnungen getäuscht — sprach die Königin zu Cölesten, so bald sie die Ankunft der Gräfin von Salisbury erfahren hatte — Alles ist nun verlohren! Rache wird jetzt meine Nebenbuhlerin zu Handlungen fähig machen, die sie zu begehen sich vorher noch gescheuet hätte.

Cöleste. Eure Furcht ist gerecht, gnädigste Frau. Sollte auch die Gräfin vorher nicht schon nach dem Throne gestrebt haben, so wird sie es doch gewiß jetzt thun, wenn es auch aus keiner andern Ursache geschähe, als um sich an Euch zu rächen; und der Graf von Hollstein wird ihr in allem beystehen, was sie wider Euch unternimmt.

Philippe. Du machst mich zittern, aber doch kann ich kaum den Grafen von Hollstein einer solchen Greuelthat fähig glauben, als Rache der gereizten Buhlerin vielleicht eingeben könnte.

Cöleste. Euer Fehler war es von je her, die Menschen für zu gut zu halten und ich sehe, Ihr legt ihn noch immer nicht ab, da Ihr Euch doch in Euren günstigen Urtheilen schon so oft, zu Eurem größten Schaden, betrogen gesehen habt. Verzeiht mir die Kühnheit, gnädigste Frau, so frey mit Euch zu sprechen. Ergebenheit und eifrige Sorge für Euer Wohl verleiteten mich dazu.

Philippe. O hinweg jetzt, liebes Mädchen, mit diesen nutzlosen Ceremonien, kannst Du, so rathe mir, was nun für mich zu thun ist, da meine Lage noch mehr verwickelt worden ist, als sie bisher war.

Cöleste. Hört den Rath Eurer unterthänigen Dienerin, die aber schon im voraus fürch-

tet, daß Eure wahrhaftig unzeitige Güte, Euch hindern wird, ihn anzunehmen, ob gleich Euer Wohl, Eure Ruhe, ja Euer Thron, und Euer Leben von der Befolgung desselben abhängt.

Philippe. Ich bitte Dich, quäle mich nicht wieder mit einer langen unnöthigen Einleitung. Du weißt, daß diese Einleitungen mir zuwider sind, zumahl zu Zeiten, wo Handlungen, nicht Worte nützen können.

Cöleste. Die erste Eurer Handlungen sey demnach, daß Ihr Euch des Grafen von Hollstein entledigt, dessen Wachsamkeit und kluge Vorsicht alle unsere Unternehmungen wider die Gräfin zu nichte machen wird.

Philippe. Nun ja, ich will mich dieses gefährlichen Mannes entledigen, sage nur, wodurch dies zu bewerkstelligen wäre.

Cöleste. Durch nichts, als durch seinen Tod.

Philippe. Nein, dies wäre wahrhaftig zu grausam. Ich weis, daß der Graf von Hollstein mein Feind ist, weis, daß er einst mir Schmach zubereiten wollte, aber das weis ich auch, daß er zu edel denkt, meinen Untergang zu befördern, und nur in dem Falle, daß er dies wollte, könnte ich mich zur Annahme Deines barbarischen Vorschlags entschliessen.

Cöleste. Wenigstens sehe ich nicht ein, woher in Euch die Vermuthung entstanden ist, daß der Graf dies nicht wollte, da Ihr aus dem, wie er bisher gegen Euch handelte, so gerechte Ursache habt, das Gegentheil zu vermuthen. Gesetzt aber auch, Eure Vermuthung wäre richtig und der Graf von Hollstein wäre wirklich der edle Mann, für den es Euch gefällt ihn zu halten, so würde doch die Zauberin, Salisbury, ihn zu allen bereden können, was sie nur wollte.

Philippe. Auch hierin bin ich andrer Meinung als Du. Graf Heinrich scheint mir der Mann nicht, der sich von einem Weibe lenken liesse.

Cöleste. Weiber, gnädigste Frau, und vollends Weiber, wie die Gräfin von Salisbury, vermögen alles über Männer. Ihr selbst habt ja schon diese traurige Erfahrung gemacht! Nie würdet Ihr geglaubt haben, daß diese Salisbury das Herz Eures Gemahls Euch so ganz würde rauben können und doch that sie es, that noch mehr, entzog Euch beinahe so gar auch Euch seine schuldige Achtung. Glaubt Ihr den Grafen von Hollstein besser, oder traut Ihr ihm mehrere Stärke zu als Eurem Gemahle?

Phi-

Philippe. Du hast Recht, Cöleste, wer kann den Männern trauen, wenn man sich in einem Manne, wie Eduard, täuscht!

Cöleste. Und diesen Mann, der Euch vorher so zärtlich liebte, so viel Euch schuldig war, brachte diese zauberische Buhlerin wider Euch auf; wird sie nicht den Grafen, der Euch ohnedies hasse, völlig nach ihrem bösen Willen lenken können?

Philippe. Gott, wenn Du auch hierin Recht hättest! Wenn Güte jetzt wirklich unrecht angewandt wäre! Wenn sie nur dazu diente, mich ganz und auf immer ins Verderben zu stürzen! O, Cöleste, ich mag an diese schrecklichen Gedanken nicht noch mehrere reihen!

Cöleste. Ist Euer Thron und Euer Leben Euch lieb, o so beschwöre ich Euch, folgt meinem Rathe. Glaubt nicht, daß Rachgier gegen den Grafen aus mir spricht, nein, blos Sorge für Euer Bestes befahl mir, also zu sprechen.

Philippe. Und gesetzt ich thäte, was Du für nöthig erachtest; gesetzt ich opferte meinem Wohle das Leben des Grafen von Hollstein, was würde mir das frommen? Die ich allein zu fürchten habe, lebte dann doch noch, so wie ihr zweiter Beschützer, der Herzog Johann. Ist sie

wirklich die Zauberin, für die Du sie hältest, so wird sie diesen so leicht als den Grafen von Hollstein zu meinem Nachtheile einnehmen können, und ihn zum Theilnehmer ihrer Unternehmungen wider mich machen. Was hätten wir demnach mit diesem Morde, der, ob ihn gleich die Noth zu erfodern scheint, dennoch spät oder früh unser Gewissen nagen könnte, gewonnen?

Cöleste. Alles, gnädigste Frau. Herzog Johann scheint mir wirklich der Mann zu seyn, für den Eure Güte den Graf von Hollstein hält. Niemand kann ihn, so lange er bey dem englischen Heere ist, der kleinsten ungerechten oder niedrigen Handlung bezüchtigen, Ihr müßtet denn das, daß er die Gräfin Salisbury beschützt, dafür gelten lassen wollen. Ueberdies ist er auch zu sanft und zu wenig thätig, als daß Ihr von ihm etwas zu befürchten haben könntet.

Philippe. Schade nur, daß dadurch meine Ruhe noch nicht sicher gestellt wird, wenn von dem Herzoge Johann nichts zu befürchten wäre. Die Gräfin von Salisbury bleibt dennoch immer meine Nebenbuhlerin, und so lange sie das ist, kann keine Ruhe in mein bedrängtes Herz zurückkehren.

Cöleste. So bald Graf Heinrich nicht mehr zu fürchten ist, wird es Euch leicht werden, Euch auch von der Gräfin zu befreien. Den

weniger klugen und wachsamen Johann werden wir eher berücken, und den Plan ausführen können, den Ihr vor wenig Tagen mit der Gräfin hattet.

Philippe. Und der dann vielleicht eben so wenig gelingen wird. War es nicht ein Zufall, und nicht die Vorsicht des Grafen von Hollstein, der unsern schönen Plan vereitelte? Kann ein anderer Zufall nicht leicht, auch den zweiten Versuch vergebens machen!

Cöleste. O, wir werden nicht immer mit widrigen Zufällen zu kämpfen haben! jeder zweite Versuch aber würde ohnmöglich seyn, so lange der Graf von Hollstein noch Eure Nebenbuhlerin beschützte.

Wir brechen dies Gespräch ab und sagen blos noch, daß es Cölesten, aus welcher wirklich persönliche Rachbegierde sprach, ob sie gleich das Gegentheil versicherte, endlich gelang, die Königin zur Ermordung des Grafen zu bereden. Vielleicht hätte es ihr noch mehrere Mühe gekostet, wenn sie sich nicht der Hülfe des Bischofs von Durham bedient hätte. Dieser, den Cöleste schon so oft gebeten hatte, sie an dem Grafen von Hollstein zu rächen, ließ sich jetzt von ihr nicht lange bitten, die Königin dahin zu lenken, wohin Cöleste sie haben wollte. Sie war bey-

nahe schon ganz zur Ermordung des Grafen entschlossen, nur ihr Gewissen empörte sich noch dawider. Dies wußte der Bischof Thomas zu beruhigen, indem er ihr einen Ablasbrief für diese Todsünde gab.

Aber wie — fieng die Königin wieder an, als der Bischof ihr Gewissen eingeschläfert hatte — wie werden wir unser Vorhaben geheim ausführen können, denn nur, wenn dies möglich ist, werde ich mich dazu entschliessen. Was würde mein Gemahl sagen, wenn er bey seiner Zurückkunft vernähme, daß sein Liebling durch mich umgekommen wäre. Für Eduarden muß dies ewig ein Geheimniß bleiben.

Das wird es auch bleiben — erwiederte Cöleste — Eben fällt mir bey, daß wir unser Vorhaben so ausführen können, daß Jedermann für Zufall halten wird, was unser Werk war.

Philippe Sprich geschwind. Du machst mich neugierig

Cöleste Vorher muß ich den Herrn Bischof fragen ob wir auf seine Beyhülfe rechnen können, denn diese ist nöthig, wenn wir geheim handeln wollen.

Der Bischof. Meine gnädigste Frau Königin hat über mich zu gebieten. Nie werde

ich zaudern, wenn ich zu ihrem Besten etwas beitragen kann.

Cöleste. Ihr wißt, gnädigste Frau, daß statt des alten Mannes, den Ihr in Eure Dienste zu nehmen so gütig waret, jetzt ein anderer den Löwen im Kastel wartet. Dieser Mensch verbindet mit Verschwiegenheit und Treue gegen Euch und mich Klugheit und List. Er werde der Mörder des strafbaren Grafen!

Philippe. Aber weißt Du auch, wie er es werden könnte?

Cöleste. Auch das weis ich. Schon längst habe ich bey Kunigunden geforscht, ob nicht dem Grafen von Hollstein zu irgend einer Zeit leicht beyzukommen wäre. Von ihr habe ich erfahren, daß er gewohnt ist, alle Nächte, leicht bekleidet und nur mit einem Messer bewaffnet, in den Hof des Kastels zu gehen, um zu sehen, ob alle Zugänge fest verschlossen, und die Wächter wachsam sind. So bald Ihr befehlt, und mein Rath wäre, dies ohne Zaudern zu thun, läßt der Mensch, von dem ich Euch sagte, den Löwen los, den ohne Zweifel der Graf nicht bekämpfen wird, ob er gleich der Eiserne heißt. Damit Ihr auch, im Falle, daß der Löwenwärter nicht verschwiegen seyn sollte, von Eurem Gemahle, keine Vorwürfe zu befürchten habt, wollen wir es so einleiten, daß Ihr von dem größten Theile der

englischen Heerführer aufgefodert werdet: zu thun, was ich Euch jetzt gerathen habe.

Philippe. Und wie wolltest Du das möglich machen, erfinderisches Mädchen?

Cöleste. Mit Hülfe des Herrn Bischofs sehr leicht. Euch beiden ist bekannt, daß beinahe von dem ganzen Heere, der vorgebliche Graf von Hollstein nicht für einen Grafen, sondern für einen Abenteurer von unedler Abkunft gehalten wird. Jetzt da der Graf wieder zum allgemeinen Gespräche worden ist, würde es nicht schwer werden, diese Meinung von neuem in Umlauf zu bringen und sie, wo möglich, noch allgemeiner zu machen.

Der Bischof. Ich werde alles anwenden, daß, ehe noch ein Tag vergeht, keiner sich getrauen soll, zu sagen: der anmasliche Graf von Hollstein sey wirklich ein Graf. Das ganze Heer soll ihn unedel nennen.

Philippe. Und wenn es ihn so nennt, was hilft uns das?

Cöleste. Nur noch einen Augenblick Geduld, gnädigste Frau, und Ihr sollt es hören.

Philippe. Wahrhaftig, Cöleste, bey Dir muß man viel Augenblicke Geduld haben. Ich bitte Dich eile, damit die meinige jetzt nicht ganz vergeht.

Cöleste Verzeiht, daß ich sie so lange prüfen mußte, aber diese Vorbereitung war unumgänglich nöthig, um zu unserm Zwecke zu gelangen.

Philippe So zaudere wenigstens nicht länger, um dahin zu kommen.

Cöleste. Ihr werdet wissen, gnädigste Frau, daß der Aberglaube sagt: ein Löwe thäte keinem edlen Manne etwas zu Leide, den Worten eines edeln und tapfern Mannes gehorchte er, wenn er schon einen unedeln und feigen zerrisse. Wahrscheinlich werdet Ihr dieser Meinung der finstern Menge so wenig Glauben beimessen als ich. Der Löwe wird den Grafen von Hollstein zerreissen, er mag edel oder unedel seyn.

Philippe. O, daß er ihn schon zerrissen hätte, denn wenn Du so weitläufig fortfährst, als Du angefangen hast, wird es nie so weit kommen.

Cöleste. Gleich bin ich zu Ende, und dann müssen der Herr Bischof und der Ritter Olivier anfangen zu handeln. Einer von ihnen muß öffentlich den Wunsch äussern oder ihn, wenigstens durch einen Dritten äussern, lassen: daß man den zweydeutigen Grafen mit einem Löwen kämpfen lassen mögte, um endlich einmahl gewis zu erfahren, ob er von unedler Abkunft sey oder

nicht. Wer dies sagt, muß die Zuhörer so warm zu machen suchen, daß sie zu Euch kommen und Euch um Eure Einwilligung zu diesem Kampfe bitten. Ihr verweigert sie anfänglich, schützt vor, daß Ihr dem Willen der Bittenden nicht gemäs handeln könntet, weil Euer Gemahl, wenn Ihr es thätet, Euch die bittersten Vorwürfe machen würde, der Kampf mögte auch ablaufen wie er wollte. Die Bittenden bestürmen Euch noch mehr, dennoch verweigert Ihr die Einwilligung, bis endlich einer von ihnen hervor tritt und Euch sagt, daß dieser Kampf so verborgen geschehen könnte, daß weder Euer Herr und Gemahl, noch sonst irgend Jemand, ausser den Mitwissenden etwas davon erfahren würde. Er bittet Euch nun um das, was ich Euch schon gerathen habe, zu Eurer eignen Sicherheit zu thun, und versichert Euch, daß König Eduard das nicht für angestellt halten könnte, was einem Zufall so ähnlich sähe. Ihr zaudert noch, die Bittenden schwören Euch, wenn Ihr ihre Bitte erfüllen würdet, unverbrüchliche Verschwiegenheit, im Gegentheil aber, das Heer zu verlassen, weil sie neben einem unedlen Manne, den sie sich noch überdies immer vorgezogen sehen müßten, nicht länger kämpfen wollten.

Philippe. Ich muß Dich loben, liebe Cöleste! Du hast Dir alles recht schön ausge-

dacht. Schade nur, daß Du dafür nicht bürgen kannst, daß es auch wirklich so gehen wird, wie Deine Hofnung wähnt.

Cöleste. O, ja, es wird gewis so gehen, wenn der Herr Bischof und der Ritter Olivier ihren Auftrag nur einigermassen gut ausrichten werden. Die Erbitterung wider den Grafen von Hollstein ist allgemein. Das Feuer darf nur ein wenig angefacht werden, um zu verzehrender Flamme aufzulodern.

Philippe. O daß unser Anschlag gelänge! Keine Belohnung würde mir dann für Dich, liebes Mädchen, zu theuer seyn. Auch Ihr Herr Bischof und der Ritter Olivier könnt auf meinen ewigen Dank und eine Belohnung, wie sie die Wichtigkeit Eurer Dienste verdient, sichre Rechnung machen.

Der Bischof. Zu viel Gnade, gnädigste Frau. Der Gedanke: Euch einen wesentlichen Dienst erwiesen zu haben; wird mir schon süsse Belohnung seyn.

Cöleste. Jetzt, wäre mein Rath, lassen wir den Ritter Olivier rufen, um auch dem seine Rolle aufzugeben.

Philippe. Das wollen wir, um bald zur Vollführung unsres Plans fortschreiten zu können.

Olivier kam und war sogleich willig, die Rolle zu übernehmen, die ihm aufgetragen wurde. Er und einer der Ritter von des Bischofs Gefolge richteten ihren Auftrag so gut aus, daß alles so gieng, wie Cöleste sich geschmeichelt hatte. Alle englische Große, die schon vorher des Grafen Feinde gewesen waren, und außer ihnen noch mehrere, giengen des andern Tages zur Königin, wo wirklich alles, was Cöleste erwartet hatte, geschah. Der verabschiedete Löwenwärter mußte seinen Nachfolger rufen, der, nach geleistetem Schwure der Verschwiegenheit, zu thun gelobte, was einer der Anwesenden ihm befahl. Morgen — setzte er hinzu — werde ich Euch, edle Herren, einige Glieder von dem Leichnam des Grafen bringen, die der Löwe übrig gelassen hat.

Alle Theilnehmer an dieser schwarzen That konnten vor Ungeduld kaum die Nacht erwarten. Sie kam und nun daurte es ihnen wieder zu lange, bis der Tag anbrach. Sie wünschten seine Ankunft herbey, als aber dieser Wunsch erfüllt wurde, blieb doch der erste ihrer Wünsche noch unerfüllt. Der Löwenwärter kam zu dem Ritter Olivier, brachte aber eine, seinen und aller Mitwissenden Wünsche ganz entgegen gesetzte Nachricht.

Hört Wunder und Zeichen, gestrenger Herr Ritter — fieng er an.

O gieb mir lieber — antwortete Olivier — die versprochenen Glieder von dem Leichname des Grafen, damit ich sehe, daß er wirklich Tod ist.

Das ist eben das Wunder, daß er es nicht ist — erwiederte der Löwenwärter — doch laßt mich erzählen!

O schweig — fiel ihm Olivier in die Rede — wenn du mir erzählen willst, daß er lebt!

Vor einer Stunde war es — fuhr der Löwenwärter fort — als der Graf von Hollstein seine gewöhnliche nächtliche Wanderung antrat. Kaum war er in den Hof getreten, als mein Löwe wüthend auf ihn los sprang. Ich lauschte in einem Winkel und hoffte schon, zu sehen, daß der Löwe ihn anfallen würde, aber siehe! der unerschrockene Graf rief ihm mit fürchterlicher Stimme zu: gieb dich zufrieden, du wildes böses Thier! Sogleich hörte der Löwe auf zu brüllen, legte sich zu den Füssen des Grafen, wedelte mit dem Schwanze, und ließ es sich gefallen, daß der Graf ihn bey der Mähne faßte und wieder in seinen eisernen Käfich führte. Hierauf setzte der Graf seine Untersuchung so kaltblütig fort, als ich kaum würde haben thun

können, wenn nur ein Hund mich angefallen gehabt hätte. „Meine Feinde haben einen Hund auf mich gehetzt," dies war alles, was er zu einem der Wache stehenden Knechte sagte. Lebt wohl, gestrenger Ritter, habt Ihr wieder einmahl einen Auftrag, so sagt es mir, ich werde ihn gut und redlich besorgen; aber wider den Grafen von Hollstein, mag ich nie wieder etwas unternehmen, da es offenbar ist, daß der heilige Georg und der heilige Michael ihn unsichtbar schützen und schirmen.

Groß war das Schrecken der Königin und Cölestens, als Olivier ihnen berichtete, was der Löwenwärter ihm hinterbracht hatte. Sie argwohnten, dieser Mensch wäre von dem Grafen von Hollstein bestochen worden, und glaubten, daß er den Löwen gar nicht los gelassen hätte und der, dem Ritter Olivier ertheilte Bericht, eine blos erdichtete Erzählung wäre. Die wider den Grafen noch in aller Herzen flammende Rache, die nicht befriedigt worden war, würde ohne Zweifel den gedungenen Mörder getroffen haben, wenn nicht einer von Oliviers getreuesten Dienern jetzt eine Nachricht gebracht hätte, die mit der vorher von den Löwenwärter erhaltenen, vollkommen übereinstimmte.

Und wo sahst du dies? — fragte ihn die Königin.

Auf einer Leiter, die ich auf Befehl meines Herrn an die Mauer des Kastels gelegt hatte. Mein Herr war zu neugierig, das Gelingen des Anschlags zu erfahren, um seine Ungeduld so lange bezügeln zu können, bis der Löwenwärter sie stillen würde. Ich würde eher gekommen seyn als er, wenn man mich nicht im Hofe des Kastels bemerkt hätte. Ein Bogenschütze drückte sein Geschoß auf mich ab, verfehlte mich aber, und ich sprang in den Graben, der das Kastel umfließt. Weil ich meine Kleider, voll Wasser und Schlamm, vorher erst mit andern verwechseln mußte, wurde ich abgehalten eher zu Euch zu kommen.

Die Königin und alle andre waren voll Verdruß und Wuth, einen Plan vereitelt zu sehen, von dem sie sich mit so vieler Zuversicht versprochen hatten, daß er gelingen würde. Besonders zitterte die Königin vor der Zurückkunft ihres Gemahls. Wie wird er wüthen — sprach sie im Tone der Verzweiflung — wenn er nach seiner Zurückkunft erfährt, wie man indessen mit seinem Lieblingen umgegangen ist.

Seyd ohne Sorgen, gnädigste Frau — erwiederte Olivier — Euch kann sein Zorn nicht treffen. Der Löwenwärter wird schweigen, und schwiege er nicht, so könntet Ihr doch leicht jeden Schein der Schuld von Euch entfernen.

Wie könnte ich das — fuhr die Königin fort — Nein ihre ganze Last wird mich treffen!

Verlegenheit macht Euch unnöthige Furcht — entgegnete Olivier. — mit Grund und gutem Gewissen könnt Ihr Euren Herrn und Gemahl versichern, daß Ihr von dem ganzen Heere zu dieser ihm mißfälligen Handlung gezwungen worden wäret, und mit dem ganzen Heere kann er wegen eines einzigen Mannes nicht zürnen.

Die Königin suchte sich so gut als möglich zu beruhigen, ob aber gleich Oliviers Vorstellungen so viel bewirkten, daß sie sich vor dem Zorne ihres Gemahls jetzt weniger fürchtete, als vorher, so gieng doch ihr Bestreben nur langsam von statten. Furcht vor der Rache der Gräfin von Salisbury, und des so sehr beleidigten Grafen von Hollstein scheuchte alle Ruhe von ihr weg. Auch Cöleste fürchtete sich vor beiden. Um ihnen daher zuvor zu kommen, sann sie von neuem auf Mittel: ihren Zweck doch noch zu erreichen. Sie mag sinnen; wir wenden uns indes wieder zu dem Grafen von Hollstein.

Bey aller Kaltblütigkeit, die der Löwenwärter an Heinrichen gerühmt hatte, war er doch über die Art, wie seine Verfolger mit ihm verfuhren, im höchsten Grade aufgebracht. Sein schon zuvor gefaßter Entschluß: nach Hollstein heimzukehren, so bald Eduard wieder in Frankreich anlangen würde, ward fest, und sein Freund Johann, so wie die Gräfin von Salisbury, wandete alles an, ihm noch mehr Unerschütterlichkeit zu geben. Zugleich aber fieng Heinrich auch an, für die Weissagung der heiligen Brigitte, die er vorher wenig geachtet hatte, große Achtung zu hegen.

Seine Ingeburg hatte ihm alles geschrieben, was die heilige Frau, am Tage, da ihr Gemahl die Gräfin verließ, ihr geweissagt hatte. Jedes Wort ihrer Weissagung, so weit sie ihn betraf, war nun erfüllt, nur das noch nicht, daß Löwen ihm die Füsse lecken würden. Dies, verbunden mit dem festen Glauben, daß auch dieser Theil ihrer Weissagung nicht unerfüllt bleiben würde, verleitete ihn zu einer Handlung, die wir nicht billigen können, und die wir vielleicht zur Ehre unsres Helden verschweigen würden, wenn wir uns nicht fest vorgenommen hätten, alles mitzutheilen, was unsre Urkunden von ihm sagen, es mag übrigens zu seinem Lobe gereichen

oder nicht. Diesem Vorsatze gemäs, fahren wir fort.

Die Königin hatte sich kaum ein wenig von ihrem Erstaunen erholt, als sie um sich, wo möglich auch bey dem Grafen, den Ansehen der Schuldlosigkeit zu geben, einen ihrer Leibknappen zu ihm sandte, nach seinem Befinden sich erkundigen, und es bedauren ließ, daß ihm verwichene Nacht ein solcher widriger Zufall begegnet wäre. Heinrich, der dies Begegniß nicht für Zufall hielte, und mit Grunde vermuthete, daß dieser neue Anfall auf sein Leben nicht ohne Beystimmung der Königin gemacht worden wär, gab dem Knappen mit bedeutenden Lächeln zur Antwort:

Sagt Eurer gnädigsten Gebieterin, daß ich für ihre Theilnahme unterthänigst dankte, und setzt hinzu, daß, was mir wiederfuhr, ihres Bedaurens nicht werth wäre, weil mich ein Löwe so wenig schrecken könnte als ein Hund.

Der Knappe gieng und hinterbrachte der Königin die Antwort des Grafen. Auch sein Lächeln vergas er nicht zu erwähnen, und Philippe sah die Bedeutung desselben sehr wohl ein. Und jeden Verdacht noch mehr von sich abzuwälzen, veranstaltete sie ein Fest, zu Ehren Heinrichs des Löwengebieters, wozu sie ihn, den

Her,

Herzog Johann und ihre Ritter, nebst der Gräfin von Salisbury einladen ließ. Alle waren unentschlossen: ob sie diese Einladung annehmen wollten oder nicht. Am wenigsten war es jedoch unser Heinrich. Er vermuthete hinter dieser ungewöhnlichen schmeichelhaften Gefälligkeit der Königin, neue Anschläge wider sich oder die Gräfin von Salisbury verborgen und meinte: die Klugheit verbiete, an einem Feste Theil zu nehmen, das wahrscheinlich nicht zu seiner Ehre, sondern zu seinem, vielleicht zu ihrer Aller Verderben angestellt würde.

Johann und die Gräfin stimmten zwar seiner Meinung bey, doch machte die Bedenklichkeit: daß die Königin, vielleicht die ganze Nation, durch dieses Mißtrauen gegen die erstere beleidigt werden könnte; daß sie noch unschlüssig blieben. Ein Wort, das dem Herzoge Johann zufällig entfuhr, ohne vorher die Folgen zu überlegen, die der Eindruck, den es auf den raschen Heinrich machen würde, haben könnten, änderte mit einem mahle Heinrichs Meinung.

Aber wie — sprach Johann — wenn die Königin Furcht für die Ursache unsres Wegbleibens hielte?

Ihr habt Recht Freund — antwortete Heinrich — wir müssen die Einladung der Kö-

nigin annehmen, denn Eure Vermuthung ist keinesweges ohne Grund. Und wahrlich das fehlte mir noch, daß ein Weib glaubte: ich fürchtete mich vor ihr! Ich gehe, und wenn die Königin zehn Löwen um sich hätte, die alle gereizt würden, mich anzufallen.

Ein verwegner Vorsatz — erwiederte Johann und bereuete nun zu spät, daß das Wörtchen: Furcht; seinen Lippen entschlüpft war. Er und die Gräfin versuchte alles, was in ihren Kräften stand, Heinrichen diesen Vorsatz auszureden und jenen, den er erst faßte, wieder zu erneuern, aber ihre Bemühung war vergebens. Unerschüttert fest stand Heinrichs zweiter Vorsatz. Mit Thränen flehte die Gräfin: sich nicht von neuem in Gefahr zu begeben; umsonst aber flehte sie, umsonst warf sie sich dem unerbittlichen Heinrich zu Füssen, um ihre Bitte noch gewichtvoller zu machen.

Was Euch betrift, theure Gräfin — tröstete sie Heinrich — so werde ich Euch nicht ohne Schutz lassen, wenn Ihr zurück bleiben wollt; denn ausser meinem Knut gedenke ich nur drey oder vier meiner tapfersten Männer mit mir zu nehmen.

Ein neues Wagstück — wendete Johann ein — mit diesen Wenigen wollt Ihr Euch unter eine ganze Schaar von Verfolgern wagen?

Das will ich — antwortete Heinrich — doch damit Ihr mich nicht wieder tollkühn schelltet, wie Ihr schon einmahl thatet, so hört, was ich weiter thun will, um mich selbst und Euch wegen meiner Sicherheit außer Sorgen zu stellen.

Nun laßt hören, Freund — fiel ihm Johann hastig in die Rede.

Ehe ich gehe — fuhr Heinrich fort — werde ich den Prinzen von Wallis fragen lassen: ob ich meinen Platz neben ihm nehmen kann. An der Seite dieses allgemein geliebten Prinzen bin ich vor jedem Anfalle sicher. Von Euch, Herr Herzog, hängt es nun ab: ob Ihr mich begleiten, oder bey der Frau Gräfin zurück bleiben wollt.

O ich beschwöre Euch — rief die Gräfin — thut das letztere! Furcht würde mich zu Tode quälen, wenn Ihr, meine Beschützer, mich beyde verlassen wolltet.

Johann versprach: bey ihr zu bleiben; und Heinrich sendete seinen Knut, zu dem schwarzen Prinzen, der sich freute, seinen Freund einmahl wieder in offener Versammlung zu sehen, die er, so wie jede größere Gesellschaft, seit des Königs Abwesenheit sorgfältigst vermieden hatte. Im vollen Vertrauen auf die Sicherheit, neben

dem Prinzen von Wallis, auf die Stärke seines Arms, die Undurchdringlichkeit seines Panzers, die Untrüglichkeit seines Ringes und die Tapferkeit und Treue seiner Begleiter begab sich Heinrich des andern Tages an den Ort, wo das von der Königin angestellte Fest gefeiert werden sollte. Diese empfing ihn mit der größten Freundlichkeit, die sich bald auch über die, zu allen Mienen geschickten, Gesichter der Hofleute verbreitete.

Den Anfang dieses Festes — sprach die Königin zu Heinrichen — das einem Löwengebieter zu Ehren angestellt wurde, muß auch durch Löwen gemacht werden. Diese beiden stolzen Löwen, die Ihr, Herr Graf, unten in den Schranken seht, sollen mit einander kämpfen, und ihr Kampf wird um so hitziger werden, da zweitägiger Hunger sie noch wüthender gemacht hat. Dem Sieger unter ihnen soll, nach vollendetem Kampfe, zur Belohnung ein feister Missethäter vorgeworfen werden. Doch ehe der Pauken und Drommeten Schall, das Zeichen zum Anfange des Kampfes giebt, erlaubt mir, daß ich vorher den Helden des Festes mit einer Zierde schmücke, davon ohnedis kein Scheitel würdiger ist, als der Eurige.

Nach diesen Worten bekrönte sie Heinrichs Haupt mit einem Lorbeerkränze.

Heinrich wurde bedenklich und wußte nicht, was er von diesem Benehmen der Königin halten sollte, aber jetzt blieb ihm keine Zeit übrig, lange darüber nachzudenken. Die schmetternden Drommeten gaben das Zeichen zum Anfange des Kampfes, und schon naheten sich die Wärter den Löwen, um sie los zu lassen, als Heinrichen im Vertrauen auf die Weissagung der heiligen Brigitte, ein toller Gedanke durch den Kopf fuhr, dem er auch ohne weiteres Besinnen gemäs handelte.

Halt — rief er den Wärtern zu — weilt noch ein wenig, ehe ihr die Löwen losfesselt. Hierauf wandte er sich zur Königin und fuhr fort: ehe der Kampf beginnt, vergönnt mir, gnädigste Frau, daß ich diese beiden edlen Thiere vorher ein wenig genauer betrachte.

Er sprachs, verbeugte sich gegen die Königin und trat dann hinein in die Schranken, wo beide Löwen sich befanden. Er näherte sich dem, der unter beiden der grimmigste schien, und rief ihm zu: lieg still, Hund und murre nicht! Der Löwe legte sich und leckte die Füsse des Grafen, der den Kranz von seinem Haupte nahm, und ihn auf den Kopf des Löwen setzte.

Wer unter Euch, Ihr Herrn — rief er hierauf den ihn anstaunenden Rittern zu — wer

unter Euch sich edlerer Abkunft rühmen kann als ich, der trete herbey und nehme dem Löwen den Hauptschmuck wieder ab, den ich ihm aufsetzte.

Er trat nun zurück, aber keiner wollte seiner Auffoderung folgen. Lange wartete er und als keiner der Aufgefoderten kam, näherte er sich selbst dem Löwen wieder, nahm ihm den Kranz ab und rief:

Nein was die Gnade der Königin Philippe mir bestimmte, soll nicht auf dem Haupte eines Löwen bleiben.

Nachdem er den Kranz sich selbst wieder aufgesetzt hatte, verließ er die Schranken und nahm seinen Platz neben dem Prinzen von Wallis.

Alle diejenigen, unter den englischen Rittern, die Heinrichs Feinde waren, glühten vor Unwillen und Zorn über diese That, indes alle andre den Grafen wegen seiner Tollkühnheit tadelten. Dies that auch der Prinz von Wallis.

Verzeiht mir, lieber Graf — sprach er zu ihm, als er sich neben ihn stellte — eine Verwegenheit, wie ich jetzt von Euch sahe, hätte ich einem Mann von Eurem Karakter nicht zugetraut. Könntet Ihr glauben, daß weil Euch

einmahl ein Löwe gehorchte, Ihr auch einem andern ungescheut befehlen dürftet?

Heinrich vertheidigte sich und versicherte den Prinzen, daß er diese Kühnheit nicht gehabt haben würde, wenn nicht eine Weissagung den festen Glauben in ihm hervor gebracht hätte, daß er das, was er wagte, ohne Gefahr thun könnte. Er erzählte dem Prinzen die Weissagung Brigittens, und daß der kleinste Umstand derselben erfüllt worden wäre. Daß einmahl ein Löwe meine Füsse lecken würde — schloß er seine Rede — glaubte ich mit aller Zuversicht, ob er es aber zum zweiten mahle thun würde, bezweifle ich. Ihr köntet mir daher eine Krone bieten und ich würde nicht wiederholen, was ich heut that.

Weiter begegnete Heinrichen den ganzen Tag über nichts merkwürdiges, als daß die Königin ihm mit der ausgezeichentsten Achtung begegnete, worinnen aber die Hofleute und die übrigen Ritter ihr weniger nachahmten, als in der Freundlichkeit, mit der sie Heinrichen bey seiner Ankunft empfieng. Viele unter ihnen waren wegen der Beschämung, die sie von diesem hatten erdulden müssen, zu sehr aufgebracht, um ihren Verdruß verbergen zu können.

Heinrich bekümmerte sich wenig um die Ausbrüche desselben in Mienen und, bisweilen

auch, in Worten. Ruhig und sorglos blieb er an der Seite des Prinzen von Wallis. Der Abend beschloß endlich diesen festlichen Tag, der aber für keinen der Theilnehmer froh gewesen war. Die einzige Freude, welche Heinrich an demselben empfand, war die Nachricht: daß der König in zwey Tagen gewiß zurückkehren würde; welche ihm der Prinz von Wallis ertheilte.

Der König kam und sein erster Gang war zu Heinrichen.

Wie soll ich Euch danken, wackerer, vortreflicher Mann — rief er ihm zu, indem er ihn in seine Arme schloß — wie soll ich Euch danken, für die Beschützung der Gräfin von Salisbury? Ohne diesen Schutz wäre sie verloren gewesen!

Ich bitte Euch, Herr König — antwortete Heinrich — rechnet nicht mir zum Verdienste an, was blos ein Werk des Zufalls war. Durch diesen, nicht durch mich wurde die Gräfin gerettet.

Still, lieber Graf — erwiederte Eduard, ich weis alles, ich weis, daß die Gräfin durch einen glücklichen Zufall errettet wurde, aber das weis ich auch, daß sie ohne Euch dem ihr bereiteten Verderben nicht würde haben entkommen

können. Herzog Johann allein wäre, bey aller seiner Tapferkeit und Treue und Freundschaft gegen mich, nicht vermögend gewesen sie zu schützen. Sie würde den Netzen, die man ihr vor und nach ihrer Entführung legte, nicht entgangen seyn, wenn Ihr mit Euren wackern Männern die Feste nicht bewahret hättet, wo sie sich aufhielt. Wie, theurester Freund, werde ich Euch nur einen Theil dessen, was Ihr für mich thatet, belohnen können.

Heinrich. Die Erlaubniß: wieder heim in mein Land ziehen zu dürfen; ist alles, um was ich Euch bitte.

Eduard. O warum wollt Ihr nicht bey mir bleiben, damit ich jeden Tag Euch von neuem danken und, wo möglich, Eure Dienste Euch vergelten könnte!

Heinrich. Wie gern bliebe ich bey Euch, aber unerträglich wird mir ein Leben, das ein steter Kampf wider hinterlistige und unedle Verfolgungen ist. Da Ihr, gnädigster Herr, alles wisset, was man in Eurer Abwesenheit wider die Gräfin von Salisbury unternahm, so wißt Ihr auch vielleicht, wie man während dieser Zeit gegen mich handelte.

Eduard. Auch das ist mir nicht unbekannt, und auch dafür bin ich Euch Vergeltung schul-

dig. Verzeiht mir nur, wenn ich Euch nicht alles vergelten kann.

Heinrich. Der Gedanke: Euch nützlich gewesen zu seyn; vergilt mir allen Kummer und alle Leiden, die mich seit einiger Zeit drückten. Diese Vergeltung ist süß und wird es ewig seyn. Wenn in den Armen meines treuen Weibes, im Zirkel meiner Kinder jede Erinnerung an das Widrige, das mir in Frankreich begegnet, verschwindet, dann, Herr König, wird jener Gedanke, meine Freude noch erhöhen.

Eduard. Wenn zum vollkommenen Genuß der Freude und Glückseligkeit Euch Euer Weib und Eure Kinder fehlen, o so laßt sie kommen! Ihr könnt in Frankreich oder England so froh und glücklich mit ihnen leben, als in Hollstein.

Heinrich. Das könnte ich nicht, gnädigster Herr! Hier und in England würden meine Verfolger mir Glück und Ruhe rauben, aber in Hollstein, auf der Burg meiner Väter, lebe ich ruhig, in stillem Frieden, oder rechtmässiger Fehde.

Eduard. Vertauscht das Erbe Eurer Väter mit französischem Boden, Ihr sollt bey diesem Tausche nichts verlieren. Laßt Euer Land messen, Eure Städte, Burgen, Schlösser, Dörfer und alle Eure Unterthanen zählen, tretet sie

Eurem Bruder Klaus ab und nehmt von mir die doppelte Zahl von allem, was Ihr ihm gabt. Laßt mich Euch zum Herzoge der ganzen Normandie machen, und genügt Euch diese noch nicht, so fodert mehr!

Heinrich. Ich danke Euch, durchlauchtigster König, für dieses noch mehr als königliche Anerbieten, das ich aber, so glänzend es auch ist, dennoch nicht annehmen kann

Eduard. Sagt lieber, nicht annehmen will.

Heinrich. Dann müßte ich wider meine Empfindung sprechen. Könntet Ihr diese: so würdet Ihr wissen, daß ich es gewis mit dem lebhaftesten Danke annehmen würde, wenn ich könnte.

Eduard. Aber warum könntet Ihr nicht, wenn Ihr nur wolltet?

Heinrich. Weil ich das mir so theure Erbe meiner Väter nicht um ein Königreich vertauschen mögte. Glücklich durch ein liebevolles Weib, durch hofnungsvolle Kinder, durch treue Unterthanen, die mich als ihren Vater lieben, bleibt mir nichts zu wünschen übrig, da meine Wünsche, in Absicht auf irdische Größe, so mäßig sind. Ihr lächelt, gnädigster Herr; aber glaubt es mir: Begierde nach Ruhm und

Ehre ist die einzige Leidenschaft, die in mir braust.

Eduard. Und fände diese in der Annahme meines Erbietens nicht Befriedigung? Würde man dem Herzoge von der Normandie nicht vielleicht noch größere Ehre erzeigen, als dem Grafen von Hollstein?

Heinrich. Schwerlich. Könige und höhere Fürsten, als ich, ehrten mich bisher so, daß sie mir nicht mehrere Ehre erweisen könnten, wenn auch mein Rang und meine Macht sich vergrößerte. Und, gesetzt sie thäten es, so würde mich das mehr schmerzen als freuen: denn nach meinen Grundsätzen muß der Mann dem Stande, nicht der Stand dem Manne Ehre machen. Den Ruhm, nach dem ich strebe, könnte ich mir auch als blosser Ritter erringen.

Eduard. Worin, lieber Graf, worin besteht dieser Ruhm?

Heinrich. Darinnen, daß alle Unparteiische von mir sagen mögten: ich wäre ein tapferer Mann, ein kluger Heerführer und ein Mann, der, was in seinen Kräften stände, anwendete, um alle, die ihn Herr nennen, froh und glücklich zu machen. Habe ich einst diesen Ruhm erreicht, dann, gnädigster Herr, will ich nichts

mehr begehren. Er ists, auf dem sich alle meine Wünsche einschränken.

Eduard. Ist dies: so könnt Ihr getrost heimkehren, um Eure Burg nie wieder zu verlassen, denn Ihr seyd schon an dem Ziele, nach dem Ihr lauft.

Heinrich. Ein solches schmeichelhaftes Lob, aus dem Munde des großen Eduard, könnte mich fast stolz machen, aber nein, das soll es nicht! Mein Bewußtseyn sagt mir, daß ich das Ziel noch lange nicht erreicht habe.

Eduard. Wahrlich, edler Mann, Ihr habt es erreicht, wenn gleich Eure Bescheidenheit es sich nicht selbst gesteht. Doch jetzt zurück zu meiner Bitte. Alle Gründe, die Ihr mir angebt, ihre Erfüllung zu verweigern, scheinen mir nicht hinlänglich. Ihr müßt noch andre haben, die Ihr mir verschweigt.

Heinrich. Außer den bereits genannten keinen, als daß ich die unedle und unverdiente Behandlung, die mir von den Mehresten Eures Heeres widerfährt, um keinen Preis länger erdulden mögte.

Eduard. Dieser Grund halte Euch nicht ab, meinem Wunsche nachzugeben. Ich würde Eure Verfolgung ohne Zweifel endigen können, wenn ich einige von den Häuptern derselben nachdrücklich bestrafte.

Heinrich. Dies würde zu nichts nützen, als daß sie noch mehr wider mich aufgebracht würden, da ohne dies schon Euer gnädiges Anerbieten, wenn ich es annähme, mir den tödlichsten Haß Aller zuziehen würde.

Eduard bestürmte Heinrichen noch lange mit freundschaftlichen Bitten, aber er blieb unerschüttert. Endlich erinnerte er den König, an das Versprechen, daß er ihm vor seiner Abreise nach England gegeben hätte, und Eduard sah sich genöthiget, nachzugeben. Reichlich beschenkt und mit der Versicherung: einen fortdaurenden Jahrgehalt von hundert Nobelotten zu erhalten; verließ Heinrich das englische Heer, zur Freude aller seiner Feinde. Herzog Johann begleitete ihn, weil ihn Eduard versicherte, daß der Friede zwischen ihm und Philippen bald zu Stande kommen, und er dann selbst Frankreich sogleich verlassen würde.

Glücklich kam Heinrich in Hollstein an, aber nicht lange konnte er in den Armen seiner Ingeburg ruhen. Ruhmbegierde trieb ihn bald wieder in das Getümmel des Krieges, ob er es gleich kaum verlassen hatte. König Magnus von Schweden rief ihn auf wider die Russen zu fechten.

Eroberungssucht und Begierde, als Held zu glänzen, verleitete diesen König, nach zwölfjähriger friedlicher Regierung, zu diesem Heereszuge, der seine Kräfte überstieg. In Finnland, immer der unruhigste Theil des schwedischen Reichs, äußerten sich Unruhen. Diese beschloß Magnus zu dämpfen und zugleich sein Reich auf Kosten der Russen zu vergrößern. Die Aufmunterung des heiligen Vaters zu Avignon: einen Kreuzzug wider die Heiden in Moskau zu unternehmen; trug zu diesem Entschluße auch das Ihrige bey, und Magnus versprach sich um so mehr einen glücklichen Erfolg seines Unternehmens, da ein großer Theil der Moskowiter wider die Litthauer und Tatarn zu Felde gezogen war. Außerdem hätte er vielleicht einen Krieg nicht angefangen, zu welchem es ihm an Volke und Gelde fehlte. Um das letztere und, durch dies auch das erstere, sich zu verschaffen, vergriff er sich an den sankt Petersschos der vor kurzem im ganzen Lande eingesammelt worden war, und jetzt bereit lag, um dem Pabste Clemens dem Sechsten nach Avignon gesandt zu werden. König Magnus glaubte, daß der heilige Vater ihn zu einem Zuge, zu dem er ihn aufgemuntert hatte, auch indessen Geld vorstrecken könnte.

Kaum hatte er sich in dem Besitz dieser Haabe der Geistlichkeit gesetzt, als er an den

Grafen von Hollstein Abgeordnete sandte und ihn bitten ließ: alle Ritter, Reisige und alle übrige Kriegsmänner, die er aus Frankreich zurückgebracht hätte, ihm zuzuführen, und diese Kriegesmacht mit so vielen Volke zu vermehren, als er aufbringen könnte. Sie wurden über die Bedingungen, unter welchen Heinrich dies thun wollte, bald mit ihm einig, und dieser warb in kurzer Zeit ein ansehnliches Heer deutscher Krieger. Der Ruhm seiner Tapferkeit war so allgemein verbreitet, daß Ritter und Knechte sich drängten, unter der Anführung eines solchen Helden zu fechten.

Als er dem Könige diese Hülfe zuführte, brachte ihn sein Weg vor Wadstena vorbey, wo, wie unsere aufmerksamen Leser wissen werden, die heilige Brigitte wohnte. Theils um sie von Angesicht kennen zu lernen, theils auch um durch ihre Vermittelung einen Blick in die Zukunft zu thun, entschloß er sich, die heilige Frau zu besuchen, die jetzt ein Kloster zu ihrem Aufenthalte gewählt hatte.

Ihr habt mir schon so viel Gutes geweissagt — sprach er zu ihr — werdet Ihr mir jetzt auch Glück verkündigen?

Ihr habt Glück und Unglück in Euren Händen — antwortete ihm Brigitte — Ihr werdet glücklich seyn, wenn Ihr ohne Waffen, unglücklich aber wenn Ihr mit Waffen nach Finnland geht. Weiter darf ich Euch nichts sagen.

Nach diesen Worten verließ sie den Grafen, der diesmahl mit ihrer Weissagung nicht nur unzufrieden war, sondern sie auch nicht glaubte. Mit der Miene des Unglaubens schüttelte er den Kopf, und sprach zu seinen Begleitern: dieses Weib ist hier zu Hause, ich aber bin ein Fremdling. Vielleicht wurde sie erkauft, mir Unglück zu weissagen, da man wahrscheinlich vermuthete, daß ich ihr glauben würde. Aber dies sey ferne von mir, so wie von uns allen der Gedanke: unbewaffnet uns selbst Verderben zu bereiten! Nein tapfere Waffengenossen, wir wollen unsre Waffen ergreifen und sie zur Besiegung der heidnischen Moskowiter anwenden. Dies rohe Volk wird den Waffen nicht widerstehen können, womit wir den Sieg über die geübten Franzosen; und die heldenmüthigen Böhmen erkämpften.

Woher es kam, daß Heinrich jetzt der Weissagung Brigittens nicht glaubte, da doch die Wahrheit ihrer frühern Vorherverkündigungen

durch den Ausgang bestätigt worden war, davon sagen unsre Urkunden nichts. Wir überlassen es unsern Lesern, ob sie das für den Grund von Heinrichs Unglauben halten wollen, daß Brigittens jetzige Weissagung Heinrichs Stolze und Ruhmbegierde nicht schmeichelte. Wir wollen ihnen in ihrem Urtheile nicht vorgreifen, sondern in unserer Erzählung fortfahren.

Der König in Schweden empfieng Heinrichen mit noch größern Ehrenbezeugungen, als einst der König in England, und übertrug ihm die Anführung seines ganzen Heeres.

Heinrichs Tapferkeit besiegte die Russen, wie sie vorher die Franzosen besiegt hatte. Er eroberte die Feste Nöteburg, drang tiefer ins Land ein und Magnus, der neben dem Eroberer auch den Heidenbekehrer machen wollte, zwang die Russen, mit dem Degen in der Hand, zur Annahme der christlichen Religion. Ob er gleich hierdurch die Bewohner des eroberten Landes wider sich erbitterte, so würde er doch vielleicht in seinem Unternehmen glücklich gewesen seyn, wenn er nicht bald außer den Russen, noch zwey andere fürchterliche Feinde zu bekämpfen gehabt hätte.

Da er den Krieg im Herbste anfieng, zu einer Zeit wo die Feldfrüchte schon eingeerndet waren, litt sein Heer bald Mangel an Lebens-

mitteln, wodurch das Mißvergnügen desselben, das vorher schon durch einige Priester war aufgeregt worden, noch mehr entflammt wurde.

Die gesammte schwedische Geistlichkeit war in hohem Grade wider den König aufgebracht, daß er eine Summe, die in den Seckel des heiligen Vaters fliessen sollte zur Befriedigung seiner Eroberungssucht verwendete. Ehe noch Magnus seinen Heereszug begann, hatten einige Bischöfe ihn wegen dieser ungerechten Handlung Vorstellung gemacht und als diese nichts fruchten wollten, ihm mit Banne und Hölle gedroht, doch Magnus an der Spitze seines zahlreichen Heeres verlachte beides. Bald aber fieng er an, die Folgen der Peiesterschaft zu fühlen.

Sobald die geizigen Priester sahen, daß sie unmittelbar nichts über den König vermogten, entschlossen sie sich, mittelbar zu operiren. Diejenigen von ihnen, die sich bey dem Heere befanden, suchten das Volk zu überreden, daß sie, ob ihnen gleich jetzt das Glück zu lächeln schiene, dennoch bald unglücklich werden würden, weil die Sünde ihres Königs, der sich mit räuberischen Händen am Schatze der Kirche vergriffen hätte, an ihnen bestraft werden würde. Sie errrichten ihren Zweck, das Volk, über das Priester immer

so viel vermögen, wurde bedenklich und unzufrieden.

Diese Unzufriedenheit des schwedischen Heeres wurde durch einen Orakelspruch der heiligen Brigitte, den der König auf sein Befragen selbst von ihr gehört hatte, noch vermehrt.

So lange Ihr, durchlauchtigster König — entschied die heilige Klausnerin — noch Ausländer in Euren Diensten habt, wird Euch das Glück ungünstig seyn.

Bisher hatte zwar der Erfolg dieser Weissagung widersprochen, denn wirklich war es die Tapferkeit dieser Ausländer und vorzüglich des Grafen von Hollstein, welcher die schwedische Waffen den glücklichen Fortgang in ihren Unternehmungen zu danken hatten. Doch Heinrich schien zu dem Schicksal verdammt zu seyn: bey dem besten Willen und dem eifrigsten Bestreben: sich Achtung und Freunde zu erwerben; Mißgunst und Feindschaft zu erregen.

Dies alles versprach freilich dem Könige Magnus wenig Glück. Die Russen widersetzten sich jetzt mehr, als vorher, weil Magnus sie zwang, nebst ihrem Beherrscher auch ihre Götter zu verwechseln. Sie fochten wüthender

und es schien, als ob ihre Götter ihnen mehr an dem Herzen lägen als ihr irdischer Herr. Was konnte Magnus gegen Männer, die Verzweiflung und Fanatismus tapfer machte, mit einem Heere ausrichten, das unter sich selbst uneins war, und dem es an Muthe und Folgsamkeit, so wie an Lebensmitteln fehlte. Heinrich und seine tapfern Deutschen waren es allein, die ihm den Besitz der Eroberungen erhielten, die er bisher gemacht hatte. Bald aber gingen sie wider verloren, als die innern und äußeren Feinde des Königs der Schweden sich noch um einen vermehrten.

Der nowogrodische Fürst, Georg Danielowitz, nahm den größten Theil des Heeres, das er vorher wider die Litthauer geführt hatte, und ging damit auf die Schweden los, die sich keines feindlichen Angrifs versahen. Sie wurden überrumpelt, eine große Menge niedergehauen und Aldejaborg, das vorher die Schweden eingenommen hatten, wieder erobert.

Während dieses Vorfalls lagen Magnus und Heinrich mit der Flotte in der Ladogasee. Sie hatten nur eine kleine Anzahl ihrer Völker bey sich und wurden ausser Stand gesetzt, den Angegriffenen zu Hülfe zu kommen, da sie sich von den Russen eingeschlossen sahen. Jetzt flie-

gen Noth und Verwirrung unter dem schwedischen Heere aufs höchste, da sich zu den schon vorhin genannten, unter denselben herrschende, Uebeln noch ansteckende Krankheiten, Abgunst gegen die Deutschen und gänzlicher Mangel an Kriegszucht gesellte. Schon fürchteten alle, daß ihnen keine Wahl übrig bliebe als Tod, oder Sklaverey und Elend, da sie zu ihrer großen Freude einen schmalen Strich Landes entdeckten, den sie leicht durchgraben zu können hoften. Dies thaten sie und der größte Theil von ihnen erreichte glücklich die schwedische Flotte, indessen andere durch das Schwerdt der Russen umkamen, in deren Hände auch das ganze Lager fiel.

Die zu Anfange des Feldzuges so beträchtliche Kriegsmacht des Königs von Schweden befand sich jetzt in dem elendesten Zustande, der es ihr durchaus unmöglich machte, sich länger im Felde zu halten.

Der Fürst Georg nahm alles wieder ein, was die Schweden vorher erobert hatten. Er breitete sich in Finnland weiter aus und der König Magnus konnte nur durch einen höchst nachtheiligen Frieden sein Reich vom wahrscheinlichen Untergange retten. Fürst Georg hatte bereits zu viel Vortheil erkämpft, um den Friedensvorschlägen so leicht Gehör zu geben, doch nahm er

sie endlich an, als Magnus versprach: ihm einen Theil von Karelien abzutreten.

Magnus und Heinrich führten nun ihr Volk wieder nach Hause. Magnus voller Verzweiflung, statt der gehoften Eroberung eine so große Summe Geldes und ein Stück seines Landes verloren zu haben, und Heinrich unzufrieden, daß die verkehrten Anstalten des Königs, und das Mißvergnügen des Heeres ihn verhindert hatten, soviel auszurichten als er gewiß erwartet hatte. Doch war für ihn dieser Heereszug nicht ohne Nutzen gewesen. Der sankt Petersschos hat nicht so weit gereicht, als Magnus sich versprochen hatte. Da er also das dem Grafen von Hollstein, für die ihn zugeführte Hülfe versprochene Geld, nicht auszahlen konnte, sah er sich genöthiget ihm für seine Foderung Calmar pfandweise abzutreten.

Heinrich kam glücklich wieder in seinem Lande an. Seine Gemahlin und sein ältster Sohn, Gerhard, waren ihm bis zu einem seiner Schlößer, das nahe an der Gränze lag, entgegen gegangen.

Als er diesem Schloße vorüber zog, trat Ingeburg, an der Hand ihres Sohnes, hervor, und riefen ihm ein Willkommen! zu. Kommt

theuerster Gemahl — sprach die erstere — kommt, auf dem äußersten Eurer Schlößer ein wenig zu rasten.

Heinrich stieg vom Pferde und sank seiner Gattin in die Arme. Freude machte beide eine Zeitlang stumm, bald aber brach sie laut aus.

Gott und allen seinen Heiligen sey Dank — rief Ingeburg — daß ich Euch mein Herr und Gemahl, gesund wieder in meine Arme schliessen kann! Quälende Sorgen und nagender Kummer haben, so lange Ihr abwesend wart, an meinem Herzen gezehrt. Bange Ahndungen quälten mich, und raubten mir Ruhe und Schlaf.

Heinrich. Aber warum machte sich mein liebes Weib jetzt Sorgen um mich? Mein Aufenthalt in Finnland war weniger gefahrvoll, als der zuvor in Frankreich. Warum, Theuerste, zagtest Du bey kleinern Gefahren, da Du bey größern nicht zagtest?

Ingeburg. Was damahls mir Trost gab, vermehrte jetzt meine Sorgen, denn Brigitte, deren Weissagungen ich so fest traue, weil sie noch nie unerfüllt blieben, hatte damahls Glück und glückliches Entkommen aus allen Gefahren, jetzt Unglück geweissaget.

Heinrich. Ich bitte Dich liebes Weib, schweig von dieser Unglücksprophetin. Sie al-

lein ist Schuld, daß ich in Finnland weder für das Beste des Königs von Schweden, noch für meinen eignen Ruhm das ausrichten konnte, was ich ausgerichtet haben würde, wenn die geschwäzige Zunge des trügerischen Weibes gebunden geblieben wäre. Durch sie wurden die abergläubischen Schweden zur Furcht und zu scheelen Blicken auf mich und meine Getreuen verleitet. Sie und die Priester, die sich bey dem Heere befanden und die statt des Friedens, den die Religion ihnen zu predigen gebeut, den Saamen der Uneinigkeit in die Herzen des, ihnen blindlings folgenden, Volkes streuten — diese, nicht die Moskowiter waren es, die uns den Sieg aus den Händen rissen.

Ingeburg. Ihr seyd aufgebracht wider Brigitten, und doch hat auch diesmahl der Ausgang die Wahrheit ihrer Prophezeihung erwiesen, ob ich gleich um Euretwillen wünschte, daß sie unerfüllt geblieben wäre. Der Erfolg hat Euch selbst gezeigt, daß man mit Güte wider die aufrührischen Finnländer mehr ausgerichtet haben würde, als mit den Waffen; und dies war vermuthlich die Bedeutung von Brigittens Orakelspruche.

Heinrich. O gebt Euch keine Mühe, das Weib zu rechtfertigen! Ihr verschwendet sie ohne Nutzen. Auf solche Art zu prophezeihen, wie

Brigitte diesmahl that, wird es nicht schwer. Da die Listige den Eindruck kennt, den ihre Worte auf die Gemüther machen, konnte sie leicht voraussehen, daß die Weissagung, die ich von ihr vernahm, zu erfüllen, nichts weiter nöthig wäre, als dem Könige Magnus einen solchen Orakelspruch zu ertheilen, als sie ihm wirklich gab. Noch einmahl, theure Gemahlin, solche Weissagungen, wo man durch eine die Erfüllung der andern bewirkt, sind leicht.

Ingeburg. Lassen wir Brigittens Weissagung seyn, was sie will, ein Erzeugnis ächten prophetischen Geistes oder feinen Betrugs! Jetzt, theurer Gemahl, erlaubt mir eine Bitte, die erste, die ich seit Ihr von mir schiedet, wieder an Euch thue. O daß Ihr sie erfüllen mögtet, diese erste Bitte!

Heinrich. Bat meine Ingeburg um etwas, das ich Ihr bewilligen konnte, jemahl vergebens? Sprecht ohne Zaudern, und wenn die Erfüllung Eurer Bitte in meinen Kräften steht, werde ich sie Euch nicht verweigern.

Ingeburg. Versprecht mir den Aufenthalt in Eurem Lande, das Leben an der Seite Eures treuen Weibes nicht wieder mit dem Getümmel des Kriegs zu verwechseln.

Gerhard. Laßt hinfort mich in den Krieg ziehen, Vater, und bleibt Ihr bey der Mutter.

Mein Arm wird stark und keines Eurer Schlachtschwerdte ist so schwer daß ich es nicht schwingen könnte. Laßt Eurem Sohn für Euch fechten und pfleget der Ruhe.

Heinrich. Ja, lieber Sohn, Du sollst fechten, so bald sich darzu wieder Gelegenheit zeigt, aber nicht allein, sondern an meiner Seite; denn schimpflich wär es für mich, jetzt schon der Ruhe pflegen zu wollen, da noch volle Mannskraft meine Muskeln spannt. Und wäre es möglich, daß meine Ingeburg das Gegentheil wollte, möglich, daß ein biederes deutsches Weib dies wollen könnte?

Ingeburg. Nein fürwahr, das will ich nicht! Begierde, tapfer und groß zu werden, wie sein Vater, verleitete unsern Gerhard, mich zu früh zu unterbrechen. Ruft die Nothwendigkeit, Eure Unterthanen zu beschützen, oder Bundespflicht Euch, theurer Gemahl, in das Schlachtfeld, so soll bey Eurem Scheiden keine Thräne aus meinen Augen rinnen. Ich weis es wohl, daß Ihr nicht mir allein, nein, daß Ihr auch Euren Unterthanen und Euren Bundsverwandten lebt. Fern sey es von mir, Euch je an der Erfüllung so heiliger Pflichten als Euch von Seiten beider obliegen, verhindern zu wollen.

Heinrich. Das dacht ich auch, daß ein edles deutsches Weib das nicht wollen könnte. Aber nun, Liebe, Deiner Bitte? denn aus dem Anfange deiner Rede vermag ich sie nicht zu errathen.

Ingeburg. So gern und freudig ich Euch auch die Rüstung selbst anlegen werde, wenn die vorhin genannten Pflichten Euch in den Kampf rufen: so sehnlich wünschte ich hingegen, daß Ihr nicht wieder von einem eroberungssüchtigen Könige zum Werkzeuge seiner Ungerechtigkeit Euch gebrauchen liesset. Dies war meine Bitte; und ich glaube, sie ist so gerecht, daß Ihr sie nicht unerfüllt lassen werdet. Ich verbinde noch eine andere mit ihr. Bisher trieb Begierde nach Ruhm Euch in das Schlachtgetümmel, laßt Euch diese nicht länger treiben, denn fürwahr, Ihr habt des Ruhms genug! Nur Erfüllung jener heiligen Pflichten müsse Euch hinfort aus den Zirkel Eurer Liebe in den blutigen Kampf reissen. Dies ist es, um was Euch Eure Ingeburg bittet. Sollte sie vergebens bitten?

Heinrich. Nein, liebes Weib, was Du bittest sey Dir gewährt. Auch ist das Opfer, das ich Dir bringe nicht groß, denn die Verfolgung und die Mißgunst, die ich und meine wackern Deutschen im Auslande erdulden mußten, hat in mir den Vorsatz erzeugt, nie wieder Aus-

länder zu dienen, da sie meine Dienste immer mit Undank vergalten.

Ingeburg. Nehmt meinen feurigsten Dank, für diesen Vorsatz der mir nun weiter keinen Wunsch übrig läßt. Jetzt lasset uns zum Mittagsmahle setzen. Seit vielen Monden ist es das erste, das ich mit frohem Muthe geniesse; denn Gram und nagende Sorgen um Euch, wandelten jeden Bissen, den Hunger mich zu essen nöthigte, in Wermuth, so lange Ihr in Finnland wart. Mit dem heutigen glücklichen Tage werden Ruh und Freude, die mich so lange flohen, wieder in mein Herz zurückkehren.

Heinrich. Hat meine Ingeburg auch für meine Getreuen ein Mahl bereitet?

Ingeburg. Das habe ich gethan. Auch sie sollen der Rückkehr auf vaterländischen Boden sich freuen.

Heinrich rief seine Ritter zu sich, an seiner Tafel zu essen, den übrigen Kriegern ließ er durch seinen Knut sagen, daß sie im Hofe des Schlosses und unter Zelten ein Mahl einnehmen sollten, das ihre Landesmutter ihnen zubereitet hätte.

Ritter und Knechte waren fröhlich, segneten den väterlichen Boden und ihren Anführer nebst seiner Gemahlin, die ihnen zum Frohseyn

Gelegenheit gab. Beim herumgehenden Kruge, mit Biere gefüllt, rief die ganze Schaar mit einmüthiger Stimme: es lebe Heinrich, der Große, der Eiserne, der Gütige und unsere gnädige Frau Gräfin und ihr ganzes hohes Haus!

Nach eingenommenen Inbis fragte Ingeburg ihren Gemahl mit einem Blicke, der mütterliche Liebe und Freude ausdrückte:

Wie gefällt Euch unser Gerhard? Ist der Knabe nicht in der kurzen Zeit, daß Ihr ihn nicht sahet, zum Jünglinge empor gewachsen? Es hat mich viel Mühe gekostet ihn von der Ausführung des Einfalls; Euch nach Finnland zu folgen; zurück zu halten. Mutter sprach er oft zu mir, ich bin ein rüstiger Knabe, dem es nicht ziemt, zu spielen, wenn sein Vater kämpft. Laßt mich wider die Moskowiter ziehen, daß ich mit meinem Vater fechten kann.

Heinrich drückte den jungen Gerhard an seine Brust. Brav, mein Sohn — sprach er — ich werde Freude an Dir erleben. Das Feuer, das in Deinen Augen blitzt, machte beim ersten Blicke auf Dich, große Hofnungen in mir rege. So blitzte Deines Großvaters Auge, so rollte es. Werde ihm gleich! Groß und tapfer wie er, aber nicht so unglücklich!

Gern — erwiederte Gerhard — gern wollte ich sterben, wie mein Großvater starb, könnte ich nur auch so groß und tapfer werden, wie er war.

Welcher tollkühner Wunsch — sprach Ingeburg zu ihm — ich bitte Dich mein Sohn frevle nicht und mache Deine Mutter nicht schaudern.

Als sich Heinrich nachher mit seiner Gemahlin allein befand, fragte er sie, ob Gerhard wisse, daß Brigitte ihm geweissaget hätte: er werde dereinst den herzoglichen Hut von Schleswig erhalten.

Nein — antwortete ihm Ingeburg — ob gleich Gerhard, als Brigitte ihm dies Glück weissagte, gegenwärtig war. Sie sprach so leise, daß niemand sie verstand als ich, und ich hielt nicht für gut, unserm Sohne oder irgend jemand, von dem er es hätte erfahren können, mitzutheilen, was die heilige Frau sagte, damit nicht vielleicht diese schöne Aussicht tadelhaften Stolz in seinem jungen Herzen entzünden mögte. Zwar habe ich mich bemüht, jeden Keim desselben aus seinem Herzen zu reissen, so wie ich im Gegentheil strebte, edeln Stolz in ihm anzuflammen, dennoch aber schien mir diese Vorsicht nöthig, weil ich nicht wußte, welchem

Eindruck Brigittens Weissagung auf ihn machen würde.

Ich danke Dir liebes Weib — erwiederte Heinrich — für diese wirklich kluge Vorsicht. Unser Gerhard würde nichts gewinnen, wenn er Brigittens Verkündigung wüßte, aber viel verlieren könnte er. Hast Du bey seiner Erziehung den Vorschriften der Klugheit jederzeit so gemäs gehandelt, so wird unser Sohn gewis so edel und groß, als sein Großvater und so gut, als seine Mutter werden.

Heinrich übernachtete mit den Seinigen auf dem Schlosse, und des andern Morgens setzten sie ihren Weg weiter fort. Jubelgeschrey begleitete sie bis zu Heinrichs Burgfeste, wo diesen sein Bruder Klaus, seine Schwester Elisabeth und seine übrigen Kinder erwarteten.

Beinahe drey Jahr lebte er friedlich im Schoße seiner Familie, dann aber wurde er, durch die Händel eines seiner Lehnsmänner, mit dem Könige Waldemar dem Dritten von Dänemark in neue Unruhen verwickelt, deren Beilegung er jedoch seinem Bruder Klaus übertrug. Ehe wir von diesen Unruhen selbst sprechen, glauben wir unsere Leser erst mit dem Manne bekannt machen zu müssen, der die Veranlassung dazu gab.

Der

Der Ritter Klaus Limbeck — so hieß dieser Mann — besaß ansehnliche Güter in Jütland, und hatte sich allgemein den Ruf eines tapfern und rechtschaffenen Mannes erworben. Dies veranlaßte eine edle jüdische Frau, die ausser dem Schlosse Dorming noch mehrere beträchtliche Besitzungen hatte, ihn zu ihrem Gatten zu wählen, und der Ritter stand nicht an, einer würdigen Frau seine Hand zu geben, der er sie auch nicht verweigert haben würde, wenn sie ihm gleich nicht neben der ihrigen so große Güter hätte anbieten können.

Kommt edler Ritter — sprach seine Geliebte wenig Tage vor ihrer Verbindung zu ihm — kommt den Mahlschatz zu besehen, den ich Euch mitbringen werde.

Wozu das — erwiederte Limbeck — auch ohne diesen reichen Mahlschatz wärt ihr mir werth und lieb. Dann, wenn Ihr schon meine Gattin seyd, seh ich ihn immer noch Zeit genug.

Mein lieber Klaus — fieng jene wieder an — Ihr müßt mein Dorming vorher noch sehen. Heut reise ich dahin ab und morgen besucht Ihr mich auf meiner Burg. Ich will daß die, welche künftig Eure Unterthanen seyn wer-

den, Euch schätzen und ehren sollen, ehe Ihr ihr Herr seyd.

Limbeck that, was sie von ihm verlangte, aber wie sehr verwunderte er sich, als er, da er nach Dorming kam, alles in Aufruhr fand. Zu spät bedauerte er, daß er nur seinen Leibknappen zur Begleitung mitgenommen hatte, weil er so den Aufrührern nicht Härte entgegen setzen konnte. Die ungehorsamen Bauren giengen endlich so weit, daß sie ihm Verachtung bezeigten und ihn schlechterdings nicht beherbergen oder ihm nur den Eintritt in die Burg ihrer Gebieterin verstatten wollten. Der Ritter wandte sich daher in dieser Verlegenheit an seine Geliebte, und bat sie, dem Unwesen zu steuren, allein sie antwortete ihm:

Wie kann ich das. — Ich bin ein Weib, das weiter nichts versteht, als einen Tisch und was darauf gehört zu bereiten. Bist Du im Stande Leute zu schaffen, die an einer langen Tafel essen können, so sey versichert, daß es ihnen an nichts fehlen soll. Je mehr Du bringst, je lieber wird es mir seyn, denn die Dänen, weißt Du wohl, beherbergen ungern wenige, gern aber viele.

Limbeck verstand den Wink vollkommen, den seine Geliebte ihm gab. Er eilte nach Hause, nahm einige Ritter nebst allen seinen Reisigen,

Dienstmännern und Kriegsknechten zu sich und ging nach Dorming zurück. Jetzt zeichnete sich die Art, wie er empfangen wurde, von der des erstern Empfangs sehr zu ihrem Vortheil aus.

Die nämlichen Bauren, die ihn vorher nicht hatten beherbergen wollen, zogen ihm jetzt mit lautem Jubelgeschrey entgegen.

Willkommen edler Ritter — riefen sie ihm zu — kommt unsre Huldigung anzunehmen, denn einem Mann, der unsre edle Gebieterin und uns beschützen kann, werden wir freudig gehorchen.

Ein fröhliches Mahl beschloß diesen Tag; und bald nachher verband des Priesters Hand den Ritter Limbeck mit der Besitzerin von Dorming:

Der Zuwachs, den seine Macht und sein Ansehn durch diese Verbindung erhielt, machte ihn dem Könige von Däunemark noch mehr verdächtig, als er es schon vorher gewesen war. König Waldemar suchte daher alles mögliche auf, um ihn eines Vergehens zeigen zu können, aber seine unwandelbare Rechtschaffenheit machte dies unmöglich. Unsre Urkunden melden, doch ohne den Grund dieses Hasses anzugeben, daß Waldemar so sehr wider den Ritter aufgebracht gewesen wäre, daß er ihn aus dem Wege geräums

haben würde, wenn er sich nicht vor seiner eignen Macht und vor dem Anhange, den Limbeck sich unter den jütischen und hollsteinischen Edlen erworben hatte, gefürchtet hätte.

Einst als sich Waldemar in dem ihm gehörigen Theile von Jütland befand, ließ er den Ritter Limbeck zu sich entbieten, und verlangte von ihm wegen der Besitzungen, die er in Jütland hatte den Huldigungseid.

Verzeiht, gnädigster Herr — wendete Limbeck ein — wegen meiner jütischen Schlösser bin ich keinem als den Graf von Hollstein mit Eid und Lehnspflicht verwand.

Das lügt Ihr Ritter — rief Waldemar zornig aus — kein Graf von Hollstein, sondern ich, der König von Dänemark, bin Euer rechtmäßiger Lehnsherr. Ich werde Euch als einen Empörer und Landesverräther behandeln, wenn Ihr Euch des mir schuldigen Eides weigert.

Limbeck sah sich um, ob viele seiner Freunde, auf deren Beystand er sich verlassen könnte, nahe um ihn wären, und als er ihrer eine große Anzahl gewahr wurde, rief er aus:

Wenn denn der König von Dänemark durchaus einen Eid von mir fodert, so schwöre ich, daß ich ihm und seinem Reiche niemals treu seyn werde!

Waldemar suchte seine Wuth über diesen gewagten Schwur zu verbergen. — Mit gezwungenem Lächeln antwortete er dem Ritter:

Und wenn nie ein Schwur gehalten worden wäre, so werdet Ihr doch gewis den Eurigen nicht brechen, denn Ihr habt jetzt laut geschworen, was Ihr ohne Zweifel schon längst im geheim geschworen hattet. So wie Ihr mir nie treu wart, so werdet Ihr es auch niemahls werden.

Kurz nachher zeigte der König daß sein Lächeln nur verstellt gewesen war. Mit vielem Volke belagerte er den Ritter in seinem Schlosse, Dorming, fand aber mehr Widerstand, als er erwartet hatte. Limbeck wehrte sich tapfer, und machte verschiedene Ausfälle auf die Belagerer, die ihm gewöhnlich sehr wohl gelangen. Waldemar hatte schon so lange vor Dorming gelegen, ohne den geringsten Vortheil über den belagerten Ritter erhalten zu kennen, daß er anfing an einem glücklichen Erfolge zu zweifeln. Er beschloß daher, den Ritter, wider den seine Waffen nichts auszurichten vermogten, durch Hunger zu zwingen, aber auch diese Hofnung schlug ihm fehl. Sobald Limbeck an Lebensmitteln Mangel zu leiden begann, sendete er zu Heinrichs Bruder, dem Grafen Klaus und ließ ihn um Zufuhren bitten.

Sagt Eurem Herrn — gab Graf Klaus dem Abgesandten zur Antwort — Lebensmittel könnte ich ihm nicht bringen, bald aber wollte ich ihn in den Stand setzen, sich selbst welche holen zu können. Nach drey Tagen werde ich mit einem Heere kommen, und den König von Dänemark in den Rücken angreifen. Sobald der Ritter in seiner Feste mein Feldgeschrey vernimmt, soll er einen Ausfall thun, damit wir die Dänen von vorn und hinten zugleich angreifen können. Wir werden siegen, und da mag sich Herr Limbeck aus dem feindlichen Lager Lebensmittel holen, so viel ihm beliebt.

Nicht wenig freute sich Limbeck über diese angenehme Botschaft. Er ermunterte seine Krieger zur muthigen Ausdauer und Geduld nur noch auf drey kurze Tage. Harret noch so lange, tapfere Waffengenossen — sprach er zu ihnen — bald wird Ruhe und Beute Euch für die Mühseligkeiten belohnen, die ihr einige Tage lang erdulden mustet.

Am vierten Tage kam Graf Klaus, ein eben so tapferer Mann, als sein großer Bruder, den Belagerten Hülfe zu leisten. So bald diese das Feldgeschrey der angreifenden Hollsteiner hörten, thaten sie, was Klaus ihnen gerathen hatte. Die Dänen von zwey feindlichen Haufen eingeschlossen, wurden bald geschlagen, und ihr gan-

zes Lager, nebst zweyhundert vornehmen Kriegsgefangenen und vielen Waffen den Siegenden zur Beute. Limbeck erhielt jetzt Lebensmittel genug, seine Burg für eine künftige Belagerung im Ueberflusse damit zu versorgen.

Durch den unglücklichen Ausgang dieser Fehde war König Waldemar wider den Ritter Limbeck noch mehr erbittert worden, doch nöthigte ihn Ohnmacht diese Erbitterung zu verbergen. Da die Grafen von Hollstein sich für den Ritter erklärt hätten, und der König nicht geneigt war, sich mit diesen mächtigen Fürsten in einen Krieg einzulassen, suchte er jenen durch List in seine Gewalt zu bekommen. Er sandte einen Abgeordneten an ihn, bot ihm sicheres Geleit nach Wordingburg an und ließ ihn, um sich wieder mit ihm zu versöhnen, dahin zu einer Unterredung einladen.

Limbeck, ein Mann ohne falsch, nahm diese Einladung an. Er, der nie was erdachte verhehlte und nie anders sprach, als er dachte, glaubte unter dieser freundlichen Einladung keine feindselige List verborgen. Zwar warnten ihn seine Freunde, zwar flehte ihn seine Gattin mit Thränen: nicht nach Wordingburg zu gehen, weil man ihn ohne Zweifel nur in eine Falle locken wollte; aber Limbeck befolgte den Rath der

erstern so wenig, als er die Bitte der letztern erfüllte.

Mit einem sichern Geleitsbriefe versehen habe ich nichts zu fürchten — antwortete er.

Alles hast Du zu fürchten, theurer Gemahl — erwiederte seine Gattin — Der hinterlistige Waldemar gab Dir nur diesen Geleitsbrief, um Dich desto sicherer in die Falle zu locken. Vermag Dein treues Weib etwas über Dich, o so beschwöre ich Dich, eile nicht selbst in Dein Verderben! Fliehe Wordingburg, wo man Deinen Untergang Dir bereiten will! Schone Dein theures Leben, und mache mich nicht selbst zur trostlosen Wittwe!

Sey ohne Sorgen liebes Weib — tröstete Limbeck seine zagende Gattin — Wenn man königlichen Briefen und Siegeln nicht mehr trauen dürfte; so müßte alle Ehrlichkeit und Treue aus der Welt gewichen seyn; und das sind sie, dem Himmel sey Dank! noch nicht. Ich gehe, denn es wäre unedel von mir, die Hand, die mir mein Feind zur Versöhnung anbietet, verächtlich auszuschlagen.

Seine Gattin bestürmte ihn von neuem und alle seine Freunde verbanden sich mit ihr, Limbeck aber blieb in seinen Vorsatze unerschüttert. Es war diesem geraden und offenen Manne durchaus unmöglich zu glauben: daß Könige

niedriger List, und schändlichen Betrugs sich bedienen könnten. Kaum vermogten die Bitten seiner Gattin so viel über ihn, daß er die nöthige Vorsicht gebrauchte. Er wollte nur mit weniger Begleitung reisen, und es kostete viele Ueberredung, ehe er sich entschloß, in einem gut bewaffneten und stark besetzten Schiffe abzusegeln.

So bald er bey Wordingburg gelandet war, sandte ihm Waldemar einige seiner Hofleute entgegen, um ihn zu bewillkommen und auf des Königs Schloß zu führen. Zum Glück für den Ritter hatte der König unter denen; die er an ihn absendete nicht die strengste Auswahl getroffen. Es waren nicht lauter abgefeimte Höflinge, sondern es befand sich ein Edelknabe unter ihnen, der nicht wie jene Menschenklasse, alles was Könige thun, für recht und billig hielt.

Dieser junge Mensch hatte sich gewöhnt, alle Handlungen nach den Gesetzen der Sittenlehre zu richten und der Stand des Thäters milderte sein strenges Urtheil nicht. Er beurtheilte den König so streng, als den leibeignen Sklaven, und der einzige Unterschied, den er zwischen beiden machte, bestand darinnen, daß er von dem erstern noch mehr, als von dem letztern verlangte: immer gerecht und gut zu handeln. Dieser

edle junge Mann wußte den Anschlag, den Waldemar wider das Leben des Ritters Limbeck gemacht hatte, und bey seinen Grundsätzen war es unmöglich, daß er ihn billigen konnte. Der Ruf hatte ihn den Ritter als einen solchen Mann bekannt gemacht, wie wir ihn den Lesern auf den vorhergehenden Blättern geschildert haben. Und zu dem Untergange eines solchen wackern und verdienstvollen Mannes, sollte er etwas beitragen? Sein Herz empörte sich bey diesem Gedanken, nnd er machte sich den festen Vorsatz den würdigen Ritter zu warnen, und ihn wo möglich zu retten.

Er benutzte einen Augenblick, wo er von seinen Begleitern nicht belauscht wurde, dem Ritter ein Zeddelchen in die Hand zu drücken. Dies, edler Ritter — lispelte er ihm zu — dies leßt sogleich, ehe ihr zum Könige geht.

Ein Glück für unsern Ritter, daß er lesen konnte, und noch nie hatte er dem Mönche, der ihn diese Kunst lehrte, so lebhaft gedankt als jetzt, da er den Inhalt des Zeddels sahe.

Fliehet, würdiger Mann — stand auf demselben — fliehet und hütet Euch das königliche Schloß zu betreten! Der Weg dahin, wäre der Weg zu Eurem Tode. Fliehet ohne Zaudern! Es warnt Euch ein Jüngling, der Euch schätzt und ehrt, weil er alles schätzt was

groß und edel ist. Schämt Euch nicht, dem Rathe eines Knaben zu folgen, denn Euer Leben hängt an der Befolgung desselben.

Limbeck säumte nicht diesem Rathe gemäs zu handeln.

Verzeiht, Ihr Herren — sprach er zu denen, die ihn abzuholen gekommen waren — verzeiht, daß ich Euch noch ein wenig aufhalten muß. Ich habe vergessen eine Urkunde zu mir zu nehmen: die mir bey der Aussöhnung mit Eurem gnädigen Herrn unumgänglich nöthig ist, und eile daher, sie von meinen Schiffe zu holen. Ich bitte Euch, weilt hier eine kurze Zeit, ich werde gleich wiederkehren.

Es wurde ihm schwer, daß seine Mienen während dieser Rede nichts von dem verriethen, was in seinem Innern vorging, doch gelang es ihm in so weit, daß wenigstens die Abgesandten seine wahre Absicht nicht argwohnten. Zwey von ihnen nebst dem Edelknaben, der ihn gewarnet hatte, begleiteten den Ritter. Sobald sie das Ufer erreicht hatten, faßte Limbeck den Edelknaben beim Arme und sprach zu den übrigen:

Sagt Eurem Herrn, daß ich den verrätherischen Anschlag, den er wider mein Leben machte, entdeckt hätte. Zugleich sagt ihm aber auch, daß es jeden edeln Manne schände gegen

einen offenen Feind durch listigen Betrug zu kämpfen. Jetzt, ihr Herren, begebt Euch zurück in die Burg Eures Gebieters, den ich als König nie schätzte und nun als Verräther verachte. Eilt, damit nicht mein Grimm entbrenne, und ich Euch für die Theilnahme an Waldemars strafwürdigem Anschlag züchtige. Dieser junge Mensch tritt aus dem Dienste des Königs von Dänemark in die meinigen.

Limbeck sagte dies mit so furchtbarer Stimme und mit solcher Schrecken erregender Miene, daß die Höflinge flohen, ohne ihm ein Wort zu antworten.

Sobald er sich in seinem Schiffe in Sicherheit sahe, schloß er den Edelknaben in seine Arme.

Dank Dir, edler Jüngling — sprach er zu ihm — daß Du mein Leben rettetest? Vergieb mir daß ich Dich von Deinen Begleitern hinweg riß, ohne Dich vorher zu fragen: ob Du mit mir ziehen wolltest; doch mir schien das nöthig, damit nicht Waldemar, wenn er vielleicht entdeckte, daß Du es warst, der mich warnte, die Wuth, die in ihm wider mich brennt, gegen Dich wenden mögte. Uebrigens lasse Dich den Tausch nicht gereuen, den ich Dich zwang, zu treffen. Was Du an der Gnade des Königs von Dänemark verlorst, wird der Ritter Klaus

Limbeck, ob er gleich kein König ist, zwiefältig Dir wieder vergelten. Auch dafür werde ich Dich belohnen, daß Du mein Leben erhieltest, um daß auf meiner Burg ein treues, liebevolles Weib bange Sorgen haben wird. —

Edler Ritter, sprecht nicht von Belohnung — erwiederte der Edelknabe — Euch zu warnen war Pflicht und mich belohnt das Bewußtseyn: meine Pflicht erfüllt zu haben. Wollt Ihr mich aber als Knappe in Eure Dienste nehmen, so werde ich Euch freudig danken. Ich bin ein armer Knabe, dem seine Eltern nichts hinterliessen, als ihren edeln Namen, Rechtschaffenheit, Liebe des Guten und Haß des Bösen, die sie beide früh in mein Herz impften.

Güter genug — entgegnete Limbeck — die mehr werth sind, als alle andere Schätze. Sey zufrieden, lieber Jüngling, und danke Gott dafür, daß Du sie besitzest.

Das thue ich, Herr Ritter — rief der Edelknabe feurig aus — Auch kenne ich den Werth dieser Güter vollkommen. Ich kam früh in die Dienste des Königs Waldemar und schätzte ihn hoch, weil er ein König war und meine Einfalt glaubte, daß ein König auch ein edler Mann seyn müsse, nun aber muß ich ihn verachten. Glaubt mir, Herr Ritter, daß ich lieber einem edeln Manne, der in einer Hütte

darbt, dienen wollte, als einem unedeln Manne, der den Thron nicht ziert, auf dem er prunkt.

Gott segne Deine Eltern, daß sie Dir solche Grundsätze einprägten — rief Limbeck feurig aus — sey aber auch ohne Sorgen. Der Retter meines Lebens soll nicht darben, so lange ich selbst nicht darben muß, und dafür, hoffe ich, wird Gott mich und meine Kinder behüten. Du bist mein dritter Sohn, komm jetzt in die Arme Deines Vaters! Strömt auch in Deinen Adern nicht Blut, das aus den meinigen floß, so gleicht doch Deine Seele der meinigen vollkommen. Freue Dich, lieber Jüngling, Du wirst eine Mutter und zwey Brüder finden, die Dich lieben werden, und die auch Deiner Hochachtung und Liebe werth sind.

Edler vortreflicher Mann — stöhnte der Jüngling an Limbecks Busen — Wie soll ich Euch danken! Ja ich werfe mich in Eure Arme. Seyd mein Vater und geleitet mich zu dem Tempel der Tugend, wohin meine verewigten Eltern mir den Pfad zeigten.

Bey Gott, das will ich — rief Limbeck und drückte den Jüngling an sein hochklopfendes Herz — Du hast mein Leben gerettet, ich will Deine Tugend, Deine Unschuld retten! Beiden drohete an Waldemars Hofe gleich große Gefahr.

Jetzt stiessen sie vom Lande, und landeten bald glücklich auf Jütland.

Limbeck eilte nun sogleich in die Arme seiner Gattin, damit nicht die Nachricht, von der Zurückkunft seines Schiffes früher zu ihr kommen mögte, als er selbst. Er befürchtete mit Recht, daß ihr diese baldige Zurückkunft verdächtig scheinen und sie zu der Furcht veranlassen könnte, daß er sich nicht auf dem Schiffe befände, sondern der, von seiner Gattin vermuthete, Anschlag Waldemars auf sein Leben oder wenigstens auf seine Freiheit gelungen wäre. Durch seine eigne Erscheinung hofte er zu verhindern, daß dieser Argwohn nicht in dem Herzen seiner Gattin Raum gewinnen könnte. Er setzte sich daher, sobald er ans Land gestiegen war, mit seinem Leibknappen und dem Edelknaben, der ihm das Leben rettete, zu Pferde, das er zum schnellsten Laufe antrieb. Noch einige hundert Schritte war er von Dorming entfernt, da begegnete ihm einer seiner zurückgelassenen Knappen.

Glück auf, gestrenger Ritter, — rief ihm dieser entgegen — Wie kömmt es, daß Ihr schon wiederkehrt, da wir Euch erst in einigen Tagen erwarteten.

Mein Aufenthalt in Wordingburg — erwiederte der Ritter — war nicht von so langer

Dauer, als ich Anfangs glaubte. Aber sage an, Lieber, was macht mein Weib, was machen meine Söhne?

So lange Ihr abwesend seyd — antwortete der Knappe — hat unsre edle Frau geweint und geseufzt, indes Eure Herrn Söhne sich bemüheten sie zu trösten, und ihr schworen, Euch blutig zu rächen, im Fall der König von Dänemark es wagen sollte, Euch nur das geringste zu Leide zu thun.

Limbeck sprengte weiter und erreichte bald seine Burg.

Der Burgwächter erkannte ihn sogleich an seiner Rüstung, und verkündigte den Bewohnern der Burg die Zurückkunft ihres geliebten Herrn. Alle eilten hinaus ihn zu empfangen und aus den Augen der Gemahlin des Ritters rannen jetzt Freudenzähren, da vorher nur Thränen, durch Kummer hervor gepreßt, dieselben benetzten. Sobald der Ritter seine Gattin erblickte stieg er von Pferde und eilte ihr mit ausgebreiteten Arm entgegen. Er umarmte sie, und einige Augenblicke schwanden ihnen dahin wo sie nur empfinden, nicht sprechen konnten.

Gott sey gelobet — rief dann die Gattin des Ritters — daß meine Arme Dich wieder umschliessen! Nun werden die Thränen versiegen, die ich bisher um Dich vergoß.

Verzeih bestes Weib — erwiederte der Ritter, indem er an ihrem Arme in den Schloßhof trat — verzeih, daß ich dir Kummer machte! Wisse aber auch, daß der Verdacht, den Du gegen Waldemar hegtest, so wenig ungerecht, als ohne Grund war. Du hättest Deinen Gatten nicht wieder gesehen, hätte nicht dieser junge edle Mensch sein Leben gerettet.

Er winkte dem Edelknaben herbey zu treten und fuhr dann gegen seine Gattin fort:

Umarme meinen Retter, theure Gemahlin! Belohne ihm das, was er für mich that, durch mütterliche Liebe. Er soll mein Sohn seyn und Du wirst ihn auch gern zu dem Deinigen annehmen.

Sey mir willkommen geliebter Sohn — sprach Limbecks Gattin zu den Retter ihres Gemahls, indem sie ihn an ihre Brust drückte — Mit voller mütterlicher Zärtlichkeit werde ich Dich lieben und nie, ich schwöre es Dir! sollst Du empfinden, daß Du mir nicht auch durch Bande des Blutes verwandt bist.

Uebermaaß der Freude band die Zunge des Jünglings, er vermogte nicht mit Worten zu danken, aber seine Mienen und eine Thräne, die in seinem Auge glänzte, drückten den beredtesten Dank aus.

Limbecks Söhne empfingen ihn eben so liebevoll. Auch sie schworen ihm ewige Liebe.

So lebhaft alle dem Jünglinge Liebe und Achtung bewiesen, eben so wenig verbargen sie den Haß und die Verbitterung gegen Waldemar. Besonders tobte die letztere sehr heftig in dem Busen der Söhne des Ritters.

Laßt uns — sprach Hennecke, der Aelteste unter ihnen — laßt uns alle unsere Ritter und Dienstmänner aufbieten und alle unsre Freunde und Bundesverwandte zur Hülfe auffodern, und dann gen Dännemark ziehen, um Euch an dem verrätherischen Waldemar zu rächen.

Nein, lieber Sohn — antwortete ihm Limbeck hierauf — Waldemar ist der Rache edler Männer unwerth. Wenigstens wollen wir uns nicht durch offenen Kampf rächen.

Wäre es möglich — fragte Hennecke bedeutend — daß mein Vater sich durch List rächen wollte?

Das will ich — erwiederte Limbeck — aber durch eine List, die Du gewis nicht mißbilligen wirst. Man muß die Strafe nach dem

Verbrechen einrichten und ich will den verachtungswerthen Waldemar so bestrafen, wie er es verdient.

Und auf welche Art will dies mein Vater thun — fragte Hennecke weiter.

Du kennst den Bischof Hanno — fuhr Limbeck fort — Diesem leichtgläubigen und plauderhaften Manne werde ich unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen, daß einige Bösewichter gesonnen wären, den König Waldemar zu vergiften. Jedes Wort, das der Bischof Hanno sagt, hält der König für nicht zu bezweifelnde Wahrheit, und der Bischof wird um so mehr eilen, das was ich ihm entdeckte, dem Könige zu hinterbringen, wenn ich ihn bitte es nicht zu thun, und das ihm geoffenbarte Geheimniß fest in seinem Busen zu verschliessen. Denn Schwätzer, wirst Du wissen, verbreiten eine Sache um so geschwinder, je mehr man sie um Verschwiegenheit bittet.

Würde aber — wendete Hennecke ein — wenn Hanno dies dem Könige sagt, dieser nicht noch erbitterter gegen Euch werden, da er Euch ohnfehlbar für das Haupt, oder wenigstens für einen Theilnehmer an der Verschwörung ansehen wird. Die Folgen von dieser Vermuthung lassen sich leicht voraussehen.

Mag Waldemar, wen er will, für den Anstifter dieser Verschwörung halten — entgegnete Limbeck — mir gilt das gleich, da er mir nichts schaden kann. Durch Gewalt dies zu vermögen, ist er zu schwach, und durch List kann er hinfort gegen mich nichts ausrichten, da ich nun weis, daß ich vor ihm auf der Hut seyn muß. Meine Absicht ist blos ihn durch Todesfurcht, die ihn quälen wird, sobald Hanno, das ihn von mir entdeckte Geheimniß ihm hinterbracht hat, für die niedrige Art, wie er gegen mich handelte, zu bestrafen.

Limbecks Söhne und Gattin gaben sich alle nur mögliche Mühe ihm diesen Einfall auszureden, weil sie befürchteten, daß er für ihn von nachtheiligen Folgen seyn mögte, alle ihre Mühe aber war umsonst verwendet. Limbeck führte ihn aus und er gelang ihm auch ganz nach Wunsche; denn Waldemar wurde so in Furcht gesetzt, daß er auf einige Zeit aus seinen Lande flohe, um sein Leben in Sicherheit zu setzen.

Zuvor, ehe noch König Waldemar durch Limbecks List mit Todesfurcht geplagt wurde, beschloß er, da ihm sein Anschlag wider den Ritter mißlungen war, sich an den Grafen von Hollstein zu rächen, weil sie den Ritter, den der König für einen Empörer ansah, beigestanden hatten. Die Unzufriedenheit eines Theils der Bewohner Jütlands schien ihm die Ausführung seines Plans zu erleichtern. Diese beschwerten sich über die Härte der hollsteinischen Regierung, weil einige Amtleute, die sich auf Kosten eines Landes, das die Grafen von Hollstein nur als Pfandinnhaber besassen, bereichern wollten, die Bewohner desselben, wider den Willen der Grafen, drückten.

Waldemar suchte daher diese Unzufriedenheit noch mehr zu entflammen. Zugleich ließ er die Schlösser, in dem ihm gehörigen Theile Jütlands befestigen und seine Vorrathshäuser mit Lebensmitteln und Waffen anfüllen. Hierauf sendete er dem Herzoge Waldemar von Schleswig eine ansehnliche Kriegsmacht, der er sich mit seinen Völkern anschliessen und den ersten Angrif wider die Grafen machen sollte. Diese, die sich mit einigen Städten des hanseatischen Bundes vereinigt hatten, rüsteten sich mit aller Macht, bedienten sich aber auch zugleich neben den Waffen friedlicher Unterhandlungen. Sie

strebten den Herzog von Schleswig, von dem Bündnisse mit dem Könige abzuziehen, so wie sie eifrig bemühet waren, das unter den Jütländern aufkeimende Mißvergnügen zu ersticken, ehe es sich weiter ausbreiten mögte. Das erstere gelang ihnen ganz, das zweite wenigstens zum Theil. Herzog Waldemar verband sich mit den Grafen und verweigerte dem, von Könige von Dänemark ihm zugeschickten Heere den Eintritt in sein Land.

Waldemar, der allein zu schwach war mit den Grafen einen Krieg anzufangen, versuchte, ob dies nicht vielleicht dennoch ohne die Hülfe des Herzogs von Schleswig möglich wäre. Er suchte die Jüten zu völliger Empörung wider die Grafen zu bereden, und versprach ihnen seinen Beistand, aber die Grafen von Hollstein waren in ihrer Unternehmung glücklicher als der König Waldemar. Die Jüten kehrten zur Unterwerfung zurück und sogar viel Edle des dänischen Theils von Jütland, erklärten sich für die Grafen. Sie belagerten und eroberten oder zerstörten die Schlösser, die kurz vorher der König noch mehr hatte befestigen lassen und Waldemar sah sich endlich genöthigt, die Streitigkeiten, die er durch die Waffen nicht endigen konnte durch friedliche Unterhandlungen auszugleichen. Die streitenden Parteien erwählten den Grafen Hennecke

von Hollstein, einen Vetter Heinrichs, zum Schiedsrichter, durch dessen Vermittelung denn auch die Streitigkeiten bald beygelegt wurden.

In ungestörten Frieden verflossen nun Heinrichen einige Jahre und weder ihm noch den Seinigen begegnete während dieser Zeit etwas Bemerkenswerthes.

Er lebte jetzt ganz seiner Gattin, seinen Kindern und Unterthanen. Vorzüglich widmete er den größten Theil seiner Zeit der Bildung seiner Söhne, damit sie dieses Namens und des Namens: Enkel des großen Gerhards; würdig werden mögten. Er hatte auch gerechte Hofnung, seine väterliche Mühe durch einen glücklichen Erfolg belohnt zu sehen. An allen seinen Söhnen waren Spuren der Tapferkeit und des Heldenmuths zu bemerken und Gerhard hatte schon von beiden Proben abgelegt, als er seinen Oheim Klaus vor Dorming begleitete. Auch bey kleinen Vorfällen, die sich während der Händel der Grafen mit dem Könige von Dänemark ereigneten, hatte er sich sehr zu seinem Vortheile ausgezeichnet. Jetzt da er das Jünglingsalter bereits völlig zurück gelegt hatte, war dies sein einziger Kummer, daß er noch nicht so viel-

gethan hatte, als sein Vater, da er in diesem Alter war.

Noch nie war der Trieb nach Heldenthaten so brennend in ihm gewesen, als eines Tages, da sein Vater einen Brief von dem Prinzen von Wallis erhielt. Er meldete ihm darin, daß er wieder nach Frankreich gehen wollte, und ladete ihn freundschaftlich ein, an diesen Kriegszuge Theil zu nehmen. Heinrich las diesen Brief seiner Gattin in Gerhards Gegenwart vor.

Und was wird mein Gemahl auf diesem Brief antworten? — fragte diese Heinrichen mit sorgsamer Miene.

Kannst Du dies wirklich fragen, liebes Weib — erwiederte Heinrich — Sey versichert, daß ich nicht zum zweitenmahle in Netze gehen werde, denen ich das erstemahl nur mit Mühe entging.

Laßt mich statt Eurer ziehen, bester Vater — rief Gerhard aus — Wie froh würde ich seyn, wenn ich unter der Anführung des edeln schwarzen Prinzen fechten lernen könnte, da es unter der Eurigen schwerlich geschehen kann.

Heinrich. Warum könnte dies nicht geschehen? Bin ich schon zu alt, Dich kriegen zu lehren?

Gerhard. O nein, das seyd Ihr nicht, auch würde Euer Unterricht mir noch erwünsch-

ter seyn, als der Unterricht des Prinzen von Wallis, aber ich fürchte nur, daß es Euch an Gelegenheit mangeln wird, mir ihn zu ertheilen.

Heinrich. Und ich fürchte hingegen, daß es daran nicht mangeln wird; Gegenseitiger Zwist und Uneinigkeit sind in den Herzen der Dänen und Hollsteiner zu tief gewurzelt, als daß ich die Erfüllung des sehnlichen Wunsches: den Rest meiner Tage in Ruhe und Friede verleben zu können; mit Wahrscheinlichkeit hoffen könnte. Nicht wahrer Friede ist es, was unter uns herrscht, sondern blos Stillstand der Waffen.

Gerhard. Gesetzt auch, daß dieser Stillstand bald gebrochen würde, so könnte doch mein Wunsch nicht ganz erfüllt werden. Zwar könntet Ihr mich die Kunst des Krieges lehren, aber nicht so vollkommen, als ich sie hoffentlich unter den englischen Heere erlernen würde.

Heinrich. Aus welchem Grunde bezweifelst Du dies? Trauest Du den Dänen weniger Tapferkeit zu als den Franzosen.

Gerhard. Genau das Gegentheil. Aber Vater, was ist das Heer der Dänen gegen die ungeheure Masse die ein Wink des Königs von Frankreich bewegt? Gegen diese Eduards Heer andringen und sie zertrümmern zu sehn, dies ist mein Wunsch. Auch glaubte ich hierbey mehr

lernen zu können. Der Schiffer der ein Boot zu rudern lernt, kann deshalb noch kein Kriegsschiff führen. So glaube ich kann auch der Krieger, der oft schon eine kleine Schaar gegen den Feind führte, sich noch nicht, mit Hofnung eines glücklichen Erfolgs, an die Spitze eines großen Heeres stellen.

Heinrich. Du wünschest also den Kampf zweier großen Heere zu sehen, damit Du Dich bilden könntest, einst selbst welche zu führen. Gern würde ich Deinen Wunsch erfüllen, wenn nicht väterliche Liebe und Sorge für Dein Wohl, mir die Erfüllung desselben verböte. Die Engländer würden Dich hassen und verfolgen wie mich und geschähe es blos deswegen, weil Du der Sohn eines, vielen unter ihnen, verhaßten Mannes bist.

Gerhard. Dies soll mich nicht abhalten, denn Euer Rath würde mir zeigen, wie ich den Gefahren, die mir vielleicht drohen mögten, entgehen könnte. Auch hoffe ich, daß mich der edle Prinz von Wallis aus Freundschaft gegen Euch schützen würde.

Heinrich. Das würde er, aber eben dies wäre der erste Grund zur Feindschaft so vieler Männer gegen Dich, die Andern um jeden freundlichen Blick eines Großen beneiden.

Ingeburg. Still, lieber Sohn! Schon der blosse Gedanke, daß Du Gefahren Dich Preis geben willst, denen Dein Vater kaum zu entgehen vermogte, schon dieser erregt mir Grausen.

Gerhard. Aber doch entging ihnen mein Vater. Und, liebe Mutter, ist es nicht ein großer Ruhm: durch Klugheit Gefahren zu besiegen? Wie schön wäre es, wenn auch ich mir diesen Ruhm erwerben könnte!

Heinrich. Eitle Hofnung! Glaubst Du, daß ich mir ihn ganz erwarb? Es war mehr Glück als Folge seiner Klugheit, daß Du Deinen Vater wieder sahest. Gesetzt aber auch, Klugheit allein hätte mich aus den Netzen gerissen, die mir von den Engländern gelegt wurden, könntest Du Dich des nämlichen schmeicheln?

Gerhard. Mit Eurem Rathe ausgerüstet, könnte ich es gewis.

Heinrich. Nein lieber Sohn, jugendliche Hitze und Unerfahrenheit würde es Dir unmöglich machen, in Zeiten, wo Du seiner am meisten bedürftig seyn mögtest, meinem Rathe zu folgen, so wie Arglosigkeit dich öfters nichts fürchten lassen würde, wenn Du gleich in der grösten Gefahr schwebtest. Doch wenn Du auch immer kaltes Blut genug hättest, Dich nach den Vorsichtsregeln zu richten, die ich vor Deiner

Abreise Dir geben würde, wie wäre es möglich, daß ich Dir jetzt schon in allem rathen könnte, da ich die mancherley Fälle, die vielleicht eintreten könnten, unmöglich voraus sehen kann.

Noch lange flehte Gerhard, doch ohne den geringsten Eindruck auf seinen Vater zu machen. Er verweigerte ihm die Erfüllung seiner Bitte durchaus, und Ingeburg ließ ihrem Sohne nicht eher Ruhe, bis er ihr heilig versprochen hatte: sie niemahls zu wiederholen. Schwer wurde dem muthigen Jünglinge dies Versprechen, und er konnte einen Unwillen nicht unterdrücken, der, jetzt zum ersten mahle in seinem Leben, sich seiner gegen seine Eltern bemächtigte. Mit schwerem Herzen verließ er sie und gieng zu seinem Freunde Hennecke Limbeck, um vor diesen seinen Kummer auszuschütten.

Beklagt mich, lieber Ritter — sprach er seufzend zu ihm — mein schöner Plan ist vereitelt. Mit allen meinen stürmenden Bitten habe ich von meinen Eltern die Erlaubniß nicht erhalten können, mit Eduards Heere nach Frankreich zu gehen. Ich kann Euch nun nicht begleiten. O, theurer Freund, wie wird es mich schmerzen, wenn der Gedanke in mir empor steigt, daß Ihr, indes ich auf der Burg meines Vaters müssig mein Leben verklage, in Frankreich Siegeszeichen erkämpft.

Hennecke tröstete den mißmuthigen Jüngling, so gut er vermogte, aber alle seine Tröstungen wirkten wenig auf ihn. Er jammerte als Hennecke von ihm schied und jammerte noch, da er wiederkehrte. Vorher schon war ihm die mehreste Zeit in der Gesellschaft seines Freundes verflossen, jetzt war er beynahe unzertrennlich von ihm. Gerhard wollte wenigstens hören was er nicht selbst hatte sehen können und Hennecke mußte ihm, so oft er bey ihm war von den Kriegsvorfällen oder von den edlen Prinzen von Wallis erzählen.

Nichts fesselte seine Aufmerksamkeit mehr, als Henneckens Erzählung von dem Betragen des vortreflichen Prinzen, gegen den gefangenen König Johann. Auch Heinrichen und seiner Gemahlin mußte der Ritter diese Erzählung oft wiederholen, und wir glauben von unsern Lesern keinen Vorwurf befürchten zu müssen wenn wir auch ihnen sie mittheilen.

Einst als Hennecke auch, umringt von Heinrichs ganzer Familie, Eduards und seiner Krieger Thaten pries, bat ihn Ingeburg: noch einmahl von Johanns Gefangenschaft zu erzählen. Zwar — setzte sie hinzu — habt Ihr uns schon so oft davon erzählt, immer aber hörte

ich Euch mit gleicher Aufmerksamkeit zu, ja Eure Erzählung gewann so gar bey jeder Wiederholung neuen Reiz für mich. Ihr wißt so schön zu erzählen, Herr Ritter, daß man nie müde wird Euch zu hören.

Schönen Handlungen brauchen nicht zierliche Worte ein gefälliges Gewand zu leihen — antwortete Hennecke — Wäre Eduards edle That rednerischen Schmuckes bedürftig, so würde Euch die Erzählung derselben aus meinem Munde nicht gefallen, da ich der Rednerkunst so ganz unkundig bin. Doch ich will nicht länger weilen, Euch was ich sah und hörte zu wiederholen.

Eduards Heer — begann Hennecke — war nicht groß, aber jeder Krieger unter demselben ein Held. Zwölftausend Krieger bilden kein großes Heer, aber wer vermag zwölftausend Helden zu widerstehen? Mit diesen war Eduard bis Bourgus vorgedrungen, als die Nachricht: daß Johann mit einem Heere von sechzigtausend Streitern gegen ihn anrückte; ihn in seiner kriegerischen Laufbahn, die ein beständiger Sieg war, auf eine kurze Zeit aufhielte. Er folgte dem Vorbilde seines großen Vaters und ließ sich durch das Glück und den Sieg, die bisher jede seiner Unternehmungen bezeichnet hatten, nicht zur Tollkühnheit verleiten. Er zog

sich zurück, wurde aber genöthiget, bey Poitiers Stand zu halten. Johann hatte ihn den Rückweg abgeschnitten, und Eduard, den das Glück so wenig verwegen, als das Unglück verzagt machen konnte, verschanzte sich in einem sehr vortheilhaften Lager.

Vergebens bemüheten sich die päbstlichen Gesandten den Frieden unter den Krieg führenden Mächten zu vermitteln, ob gleich der Prinz von Wallis sehr geneigt dazu war, da eine grosse Lieferung von Lebensmitteln, die für sein Heer bestimmt war von den Franzosen weggenommen wurde. Er wollte nicht wider scheinbares Verhängniß sich auflehnen, denn wenn er sich schon vor Johanns Uebermacht nicht fürchtete, so schreckte ihn doch der Gedanke seine edlen Krieger in einigen Tagen vom Hunger getödtet zu sehen. Er rief daher die Anführer seines Heeres zu sich.

Beklagt unser Schicksal, tapfre Waffengenossen — sprach er zu ihnen — werdet aber deshalb nicht muthlos. Doch wie könnten Männer, wie ich anzuführen die Ehre habe, dies werden? Zum ersten mahle hat uns das Glück verlassen, das bisher unsern Schritten folgte. Wenn Ihr also einstimmt: so bin ich Willens, unter der Bedingung: ihm die Gefangenen und gemachten Eroberungen wieder heraus zu geben; mit dem Könige von Frankreich Friede zu ma-

chen. Jetzt wären wir verloren, wenn Johann unser Mangel leidendes Heer nur noch etliche Tage einschlösse. Tödteten uns auch nicht der Franzosen Schwerdte, so würde doch der Hunger uns aufreiben, besser daher wir erkaufen unser Leben durch ein Opfer, das wirklich nicht groß ist, denn der eroberten Provinzen und Städte, die wir jetzt dem Könige von Frankreich zum Lösegelde bieten, können wir uns in einem einzigen glücklichen Feldzuge wieder bemächtigen.

Verzeiht, gnädiger Herr — antworteten einige der Gefragten — unsere Meinung ist von der Eurigen sehr verschieden. Uns dünkt, es wäre unsrer würdiger, lieber rühmlich zu sterben, als durch einen nachtheiligen Frieden den Ruhm zu verringern, den die englischen Waffen bisher in Frankreich erwarben.

Ja — riefen einige Andere — wir wollen siegen oder sterben! Bisher segnete der Himmel jede unsrer Unternehmungen mit glücklichem Erfolge, und laut spricht die Hofnung in uns: daß seyn Beystand auch jetzt den Sieg uns verschaffen wird.

Ich danke Euch, edle Männer — wendete sich der schwarze Prinz zu den Sprechenden — ich danke Euch für Euren heldenmüthigen Entschluß, aber Euer Leben müßte mir weniger

theuer

theuer seyn, als es mir ist, wenn ich das Feuer, das in Euch flammt, dazu benutzen wollte, Euch zur Schlachtbank zu führen.

Warum, gnädiger Herr, verzweifelt Ihr jetzt an der Möglichkeit des Siegs — wendeten jene wieder ein — Sollte unser Anführer, ein Held, der als Jüngling schon ein viermahl stärkeres Heer schlug, nun als Mann nicht ein fünfmahl stärkeres zu schlagen vermögen?

Daß ich jenes Heer schlug, war nicht die Folge meiner Tapferkeit, sondern der glücklichen Stellung, die das unsrige, nach der weisen Vorschrift meines Vaters, genommen hatte, und des Uebermuths des Königs Philipp der ihn zur Unvorsichtigkeit verleitete — erwiederte der Prinz von Wallis — Glückliche Zufälle trafen damahls zusammen.

War die Stellung bey Cressy vortheilhafter, als die Eure Klugheit jetzt genommen hat? — fragten die kampflustigen Anführer — Nein, gnädiger Herr, wäre auch unser Lager nicht noch fester, als das, in dem wir vor zehn Jahren bey Cressy standen, so ist es doch wenigstens eben so fest.

Gesetzt auch, daß unser jetziger Stand so gut wäre, als der bey Cressy war, verspricht uns das den Sieg? — erwiederte der Prinz von

Wallis — Johann, durch das Beyspiel seines Vaters vorsichtig gemacht, wird uns nicht angreifen, und ihn angreifen, hiesse uns dem Tode in die Armen liefern. Aber Ihr, meine Herren — fuhr er gegen einige, die bisher noch nicht gesprochen hatten, fort — welcher Meinung seyd Ihr?

Ganz der Eurigen — erhielt er zur Antwort.

Das freuet mich — entgegnete der schwarze Prinz — Helft mir Eure Gefährten zu der nämlichen stimmen.

Lange daurte es, ehe sie es so weit brachten und einige schüttelten noch immer den Kopf, als die andern schon beystimmten. Die vermittelnden päbstlichen Gesandten hinterbrachten dem Könige Johann Eduards Vorschlag. Allein so wie Eduard dem Beyspiele seines Vaters folgte, so schien auch Johann das Betragen des seinigen sich zum Muster gewählt zu haben, wie dieser verachtete er seinen Feind und antwortete mit Uebermuthe:

Den Stillstand, um den der Prinz von Wallis auf sieben Jahre bittet, wollen wir ihm in Gnaden verwilligen, doch unter keiner andern Bedingung, als daß er sich selbst mit hundert der Vornehmsten seines Heeres zu Gefangenen ergiebt.

Die Friedensunterhändler wendeten ein, daß der heldenmüthige Prinz von Wallis diese Bedingungen nicht annehmen würde.

So stehet es bey ihm — fuhr König Johann fort — ob er durch Erfüllung unseres Willens sein Häuflein retten, oder es von unsern Schwerdtern niedermetzeln lassen will.

Die Gesandten sagten dem Prinz von Wallis sogleich wieder, was sie von Johann gehört hatten. Euer Entschluß gnädiger Herr — setzten sie hinzu — — —

Ist die Bitte — unterbrach sie der Prinz von Wallis mit Ausdruck des beleidigten Ehrgefühls — daß Ihr ohne Säumen zurück eilt, dem stolzen Könige zu sagen: daß wenn es ja des Schicksals Wille wäre, daß ich meine Freiheit verlieren sollte, dies nur mit den Waffen in der Hand geschehen könnte.

Der König Johann hatte die Unvorsichtigkeit seines Vaters nicht weiser gemacht, wie Eduard vermuthete. Er war in dem nämlichen Grade unvorsichtig als Philipp. Durch die Antwort des Prinzen von Wallis wüthend gemacht, bewies er dies.

So soll er sterben, der tollkühne Jüngling — rief er aus — wenn er die Gnade, die wir ihm angeboten haben, nicht annehmen will.

Gebt unserm Heere — wendete er sich gegen einige Anführer desselben — Befehl: sich sogleich zu rüsten um die stolzen Engländer zu schlachten.

Vergebens stellten ihm einige vor, daß sie des Schwerdtes gegen die Engländer nicht bedürften, da sie ohnedis in wenig Tagen des Hungertodes sterben würden.

Nein der Hunger soll uns nicht vorarbeiten — rief Johann — Tod oder Gefangenschaft soll der Lohn der verwogenen Britten seyn. Ich befehle, daß mein Heer sich augenblicklich zum Angriffe fertig machen soll, damit kein Engländer uns entkomme!

Noch einmahl wagten es die Großen des französischen Heeres, ihrem Könige Vorstellungen zu machen, aber ihre Mühe war vergebens, vergebens daß sie seine Aufmerksamkeit auf die Festigkeit des englischen Lagers zu richten suchten.

Bey Verlust unserer Gnade gebieten wir Euch, Euch ohne Zaudern zu rüsten — fuhr Johann auf und aus seinen Augen blitzte Zorn.

Die Heerführer sahen sich genöthiget, dem Befehle ihres Königs nachzukommen. Das Heer brach auf und Eduard erwartete voll hohen Muthes den Angrif der Franzosen. Sein

Feldgeschrey war: Siegen oder sterben; und der nämliche Vorsatz glühete in dem Busen jedes seiner Helden. Mit der verzweiflungsvollen Tapferkeit, die Männern, die für ihr Leben und ihre Freiheit kämpfen, eigen ist, stürzten sich die Britten in das Treffen. Schrecken gieng vor ihnen her, und Tod folgte ihren Fußtritten. Zwey Drittheile des französischen Heeres wurden bald zerstreut, der Dauphin, Karl, flohe mit zweien seiner Brüder, und Johann an der Spitze des mittelsten Treffens hielt allein noch Stand. Jetzt auf dem Schlachtfelde zeichnete er sich vor seinem Vater sehr vortheilhaft aus. Er flohe nicht, wie der feige Philipp in minder großer Gefahr, sondern vertheidigte sich als ein Held.

Umringt von einer Menge Todter, die durch ihn gefallen waren, stand er da ohne Sturmhaube, die er bereits verloren hatte, und schwer im Gesicht verwundet. Rings um ihn erlagen seine Getreuen den Streichen der Britten. Er allein war noch übrig und schlug mit Riesenkraft jeden zu Boden, der es wagte sich ihm, dem leichenumschanzten Helden, zu nahen. Seine Kräfte waren endlich erschöpft, ob gleich sein Muth noch nicht. Immer noch schlug er mit seiner Streitaxt um sich her, aber ihre Streiche schmetterten nicht mehr danieder, denn der Arm,

der sie führte, hatte die Kräfte verloren. Jetzt drang ein Ritter auf ihn los.

Ergebt Euch, Herr König — rief er ihm zu — was nützt es Euch, Eure Kräfte ganz zu erschöpfen, die ohnedies schon in Strömen Bluts von Euch flossen? Blickt um Euch und sehet, Euch den einzigen Lebenden unter tausend Todten!

Und an wem soll ich mich ergeben — lispelte Johann durch Blutverlust und Entkräftung beynahe der Sprache beraubt — Wo ist mein Vetter, der Prinz von Wallis?

Fern von hier — antwortete der Ritter — beschäftigt Euren fliehenden Söhnen nachzusetzen.

O, Ritter, verwundet mich nicht noch mehr — seufzte der König — Seht wie das Blut aus meinen Wunden strömt, macht nicht auch mein Herz bluten. O es thut einem Vaterherzen wehe, von seinen Söhnen sich verlassen zu sehen! Daß der Prinz von Wallis hier wäre, so wüßte ich was ich thäte!

Es gefalle Euch, gnädigster Herr, mich als Abgeordneten des Prinzen von Wallis zu betrachten — erwiederte der Ritter — Thut, was Ihr thun würdet, wenn mein Herr selbst gegenwärtig wäre.

Und wer seid Ihr Herr Ritter — fragte König Johann.

Dionis von Merbak, dessen Namen Ihr Euch vielleicht noch entsinnen werdet — antwortete der Ritter — Ich muste einst aus Frankreich flüchten, weil man mich eines Mords beschuldigte.

Wie traurig — sprach Johann — Einem, der einst mein Unterthan war, muß ich mich jezt zum Gefangenen ergeben. Aber, Ritter, ich thue es nur unter der Bedingung, daß Ihr mich in die Hände des Prinzen von Wallis liefert, denn eher würde ich mein Schwerdt mir selbst in die Brust stossen, als einem Andern mich ergeben.

Ihr seyd der Gefangene des Prinzen von Wallis, nicht der meinige — sprach Dionis, verband die Wunde des Königs so gut er vermogte und wollte ihn nun in das Zelt des Prinzen von Wallis führen.

Als sie in dem Lager ankamen, gesellte sich der Graf von Warwick zu ihnen. Er geleitete den König in das Zelt des Prinzen, der sobald er seine Ankunft erfuhr, heraus gieng, um seinen erhabenen Gefangenen mit den größten Ehrenbezeugungen zu bewillkommen. Eduard vergaß jezt, daß sein Gefangener der stolze König war, der seine Friedensvorschläge so übermüthig

ausgeschlagen hatte, er sahe blos den unglücklichen Menschen in ihm, und als einem solchen konnte er ihm sein Mitleid nicht versagen. Zugleich ehrte er Johannen als einen König und die Verachtung, die sein Uebermuth vorher in Eduards Herzen erzeugt hatte, wurde jetzt durch die Hochachtung verdrängt, die Johann auf dem Schlachtfelde sich erworben hatte.

Der Geist des Königs von Frankreich war durch das Unglück, das ihn betroffen hatte, niedergedrückt. Er war stumm und fürchtete, daß Eduard für den Stolz, den er kurz vorher gegen ihn bewiesen hatte, sich nun an ihm rächen mögte.

Das ist die schönste Frucht, die der Sieg, den ein glückliches Ohngefehr, oder der Wille einer höhern Vorsicht mir erkämpfen half, daß ich nun Gelegenheit habe, Euch, gnädigster Herr, die Achtung zu beweisen, die mich für Euch durchglüht.

Johann wußte sich diese Anrede des Prinzen nicht zu erklären, seine Mienen schienen zwar den Verdacht, der sich Johanns bemächtigt hatte: daß diese Worte der Anfang einer Spottrede wären; zu widerlegen, doch hatte er Johannen zu sehr eingenommen, um in die Miene des Prinzen nicht Mißtrauen zu setzen. Er sahe ihn mit dem Blicke des beleidigten Stolzes an, aber nach

und nach erhellten sich die finstern Züge seines Gesichts, als Eduard fortfuhr:

Könnte Tapferkeit des Anführers den Sieg entscheiden, so würde ich, gnädigster Herr, Euer Gefangener seyn, statt daß Ihr jetzt der meinige seyd. Aber über uns ist ein höheres Wesen, das jeden unsrer Schritte leitet. All unser Streben ist vergebens, wenn es der Wille dieses Wesens ist, daß wir das Ziel nicht erreichen sollen, nach dem wir ringen. Euch, Herr König war das Schicksal ungünstig, ich bitte Euch, zeig Euch jetzt so groß, als Ihr Euch auf dem Schlachtfelde zeigtet. Ergebt Euch dem Willen des Schicksals ohne Murren und seyd versichert, daß der, den es zu Eurem Sieger machte, die Hochachtung nie aus den Augen setzen wird, die er einem Könige und Helden schuldig ist.

Jetzt zweifelte Johann nicht länger, daß Eduard frey von der Absicht wäre, ihn zu beschämen und noch mehr zu demüthigen. Er faßte die Hand des Prinzen und drückte sie sanft.

Edler Prinz — sprach er — ich bin unglücklich, aber Gott und Euch sey Dank, weniger als ich fürchtete. Mein Sieger ist ein Mann, der mit unbezwinglicher Tapferkeit Großmuth und Edelmuth verbindet. Dies tröstet mich und ich achte es mir so wenig zur Schande

von Euch besiegt worden zu seyn, als einst, nach dem fürchterlichen Treffen bey Cressy, der römische König Karl. Meine Ehre ist noch unbefleckt und, ist es möglich, so wird Eure Großmuth meinen Kummer besiegen, wie Eure und der Eurigen Tapferkeit mich und mein Heer besiegten.

Wollt Ihr mich nicht schamroth machen — entgegnete der Prinz von Wallis — o so bitte ich Euch, gnädigster Herr, nennt nicht Tapferkeit, was Glück und Schicksal war. Hätten sich diese nicht zu unserm Vortheile erklärt, so würde es uns unmöglich gewesen seyn, ein Heer zu besiegen daß nicht allein zahlreich war, sondern auch aus tapfern Männern bestand.

O Prinz, sind das tapfre Männer, die ehe sie noch schlugen, schon eine schändliche Flucht ergriffen — sprach Johann mit Ausdruck des herbsten Schmerzes.

Und waren das keine tapfern Männer — fragte ihn Eduard dagegen — die um und neben Euch fochten. Keiner von ihnen verließ das Schlachtfeld. Mit dem Schwerdte in der Hand starben sie, für ihren König und für ihr Vaterland.

Der Tod dieser Tapfern ist es eben, was meinen Schmerz vermehrt — erwiederte Johann — Die französische Nation, ein mir so theures Volk, ist nun größtentheils ihrer Edeln beraubt. Wie viel hat mein Volk zu fürchten, da ihm seine besten Männer fehlen, jetzt da es ihrer am meist n benöthiget ist!

Eduard ließ hierauf ein köstliches Mahl für den Gefangenen bereiten. Er selbst stellte sich hinter den Stuhl des Königs von Frankreich und wartete ihm auf.

Was macht Ihr Prinz — fragte ihn Johann erstaunt —

Ich thue, was meine Pflicht ist — antwortete Eduard — Ich weis Könige zu ehren, da ich selbst nur noch Unterthan bin und Unterschied zwischen einen Unterthan und einem Könige vollkommen kenne.

Nein, gnädiger Herr — wendete Johann dagegen ein — Ihr treibt die Bescheidenheit zu weit! Ich bitte Euch, beschämt mich nicht allzusehr.

Umsonst bat Johann, der schwarze Prinz ließ sich in der Ausführung seines Vorsatzes nicht stören. Die Ritter ahmten seinem Beyspiele nach, sie bedienten die französischen Ritter, so wie ihr Anführer den Anführer jener bediente. Die Freude und Bewunderung der unglücklichen

Franzosen brach in Thränen aus, doch wichen beide bald und machten dem Schmerze Platz, der bey der Betrachtung: daß ihrem bedrängten Vaterlande ein Feind von so seltner Tapferkeit und beyspielloser Großmuth nur um so gefährlicher wäre; sich ihrer bemächtigte.

Ich danke Euch, Herr Ritter — sprach jetzt Ingeburg zu Hennecken, als er seine Erzählung geendiget hatte — ich danke Euch, daß Ihr meine Bitte erfüllt habt und versichere Euch zugleich, daß Eure Erzählung bey jeder Wiederholung neuen Werth für mich erhält. Doch ich entsinne mich, daß ich Euch das schon sagte, ehe Ihr begannt. Lieber Sohn — wendete sie sich hierauf zu Gerharden — mache den edeln Prinzen von Wallis zu Deinem Vorbilde. Werde tapfer wie er, strebe aber auch eben so mässig und großmüthig zu werden.

Das will ich Mutter — rief Gerhard feurig — Wollte nur der Himmel, daß ich meine Großmuth auch gegen Könige äussern könnte!

Heinrich sah jetzt alle seine Wünsche erfüllt. Sein Durst nach Ruhm war gesättigt. Von Frankreich bis tief in Moskau war der Name: Heinrich der Eiserne; ein Schrecken und seine Tapferkeit ein Beyspiel. Könige und Fürsten suchten seine Freundschaft und ehrten ihn; er hatte seine Besitzungen erweitert; sahe sich von seinem Volke geliebt und in seiner Gattin, drey hofnungsvollen Söhnen und einer liebenswürdigen Tochter glücklich, dennoch hatte er noch einen Wunsch, dessen Erfüllung ihm am Herzen lag. Er arbeitete jetzt daran, ihn wo möglich zu bewerkstelligen.

Elisabeth, die Schwester unsres Heinrichs, war zwey und zwanzig Jahr alt, ein Mädchen von der glücklichsten Bildung und von seltenen Verdiensten. Heinrich liebte sie so zärtlich, als je ein Bruder seine Schwester geliebt haben kann. Er war daher bemüht sie nicht nur mit einem angesehnen Fürsten, sondern auch mit einem liebenswürdigen Manne zu verbinden.

Elisabeth, diese so geliebte Schwester Heinrichs, hat gerechte Ansprüche auf einige Blätter in seiner Geschichte, die wir ihr auch widmen wollen. Doch ehe wir erzählen, was Heinrich für sie that und was ihr selbst begegnete, glauben

wir unsere Leser zuvor ein wenig aus Hollstein nach Schweden führen zu müssen.

Das Mißvergnügen, das die Geistlichkeit während des finnischen Feldzuges unter dem schwedischen Heere entzündet hatte, breitete sich bald weiter aus und nahm auch die übrigen Unterthanen des Königs Magnus ein. Magnus that nichts, dies Mißvergnügen zu vermindern, im Gegentheil schienen seine Handlungen ganz dazu gemacht, es zu vermehren.

Er hatte einen jungen Edelmann, Benkt Algoti, zu seinem Lieblinge gemacht, hob diesen Mann, dessen größtes Verdienst Kriechen und Schmeicheln war, von Stufe zu Stufe, über alle seine ältern Räthe und ernannte ihn endlich zum Herzoge von Halland. Verdienstvolle Männer so wohl, als Männer ohne Verdienst, brachte dies wider den König auf, jene, weil er sich einem Menschen völlig ergab, der niedrig dachte und seines Vertrauens unwürdig war, diese, weil jeder unter ihnen wünschte: so hoch gehoben worden zu seyn als Herzog Benkt. Den erstern, unter den hier genannten Männern, kam es besonders sehr sonderbar und verachtungswürdig vor, daß der Liebling des Königs zugleich der

erklärte und begünstigte Liebhaber der Königin war.

Auch für die Wohlfahrt des Landes schien ihnen dieser Umstand äusserst nachtheilig.

Die Königin Blanka war dem Könige Waldemar von Dänemark sehr gewogen und den schwedischen Patrioten war es bekannt, daß Waldemar sich auf Unkosten des schwedischen Reichs zu vergrößern strebte, und daß er sein Augenmerk besonders auf die Provinz Schonen, die während der unglücklichen Regierung seines Vaters durch Schweden von Dänemark abgerissen worden war, gerichtet hatte. Sie befürchteten daher, daß er jetzt durch Vermittelung der Königin Blanka seine Absichten erreichen könnte, denn daß Blanka alles über den Herzog Benkt, Benkt alles über Magnus vermogte, war ihnen nur allzu wohl bekannt.

Lange schon hätten sie auf Mittel gesonnen, wie sie dies dem Reiche so gefährliche Kleeblatt entblättern könnten und das beste schien ihnen zu seyn: wenn es ihnen gelänge, den König dahin zu bereden, daß er die Regierung mit seinen Söhnen theilte. Sie arbeiteten nun aus allen Kräften auf die Ausführung dieses Planes los, eben so eifrig aber arbeitete Herzog Benkt, der ganz deutlich einsahe, daß das Gelingen desselben seinen Untergang unvermeidlich nach sich zie-

hen würde, ihnen entgegen. Auch dem Könige selbst muste allerdings daran liegen, ihn zu vereiteln, dennoch aber gelang es den Patrioten einst in einer schwachen, für das Land aber glücklichen Stunde, den König dazu zu vermögen, daß er ihren Wunsch erfüllte. Seinen ältern Sohn, Erich, ernannte er neben sich zum Könige in Schweden, den jüngern, Hakon, zum Könige von Norwegen.

Der junge König nahm sich des bedrängten Reichs aufs Thätigste an, und das erste, was er nach dem Antritte seiner Mitregentschaft that, war, daß er den Herzog Benkt verjagte. Der Herzog widersetzte sich und Erich sahe sich daher genöthigt, mit einem seiner Unterthanen zu kriegen. Er lieferte ihm in Schonen, wohin er sich geflüchtet hatte, eine Schlacht, in welcher der Herzog sein Leben einbüßte. Der mit Magnus schon längst unzufriedene Adel war ganz auf Erichs Seite, so wie dieser nichts unternahm, was der Adel nicht gerathen hatte.

Auch die Verjagung des Herzogs Benkt war ein Werk des Adels.

König Magnus und seine Gemahlin waren wider die, die ihrem Lieblinge ein so unglückliches Schicksal bereitet hatten, im höchsten Grade aufgebracht. Magnus wußte, daß Erich blos

blos Befolger des Willens des Adels sey, weshalb er auf den letztern mehr zürnte als auf den erstern. Er ließ einigen Großen des Reichs seinen Zorn fühlen, erkannte aber jetzt zu spät, daß er durch die Erklärung seines Sohnes zum Mitregenten, die Macht, die er vorher besaß, sich selbst geraubt hatte. Vorher hatte Ohnmacht die schwedischen Patrioten verhindert, sich dem Könige Magnus mit Nachdruck zu widersetzen, jetzt aber, da sie in Erich einen Anführer fanden säumten sie nicht es zu thun, da die Wohlfahrt des Reichs erfoderte, Magnus nicht mehr so eigenmächtig handeln zu lassen, als er vorher that.

Erich liebte die Nation und muste dagegen, so wehe dies auch seinem kindlichen Herzen that, seinen Vater als König sowohl, als Privatmann verachten. Es kam daher zwischen beyden Königen zum Bruche und Magnus, der in seinem Reiche nur noch wenig Anhänger hatte, war genöthigt, bey dem Könige Waldemar von Dänemark Hülfe zu suchen. Um Waldemar hiezu um so eher zu vermögen gieng Blanka selbst nach Dänemark. Waldemar versprach ihr: ihrem bedrängten Gemahle mit aller seiner Macht beyzustehen, doch unter der Bedingung, daß ihm für die Kosten, die dieser Kriegszug ihm verursachte, Schonen abgetreten würde.

Blanka hatte von ihrem Gemahle völlige Gewalt erhalten, den Vergleich mit Waldemar, nach ihrem eignen Gutbefinden abzuschliessen. Sie bewilligte die Foderung desselben sogleich, da das Beste des Reichs ihr weniger am Herzen lag, als die Erfüllung des Wunsches: sich an dem mittelbaren Mörder ihres Geliebten zu rächen. Daß die Ermordung desselben gerecht, und der Ursächer derselben ihr Sohn war, verhinderte ihre Rachbegierde nicht. Sie selbst gieng mit dem Heere, das sie von Waldemar erhalten hatte, zurück nach Schweden, wo Magnus sich mit den Wenigen, die ihm noch anhiengen, an die Spitze der Dänen stellte.

Daß Magnus die, den Schweden so verhaßten Dänen selbst in das Land rief, erbitterte die ganze Nation noch mehr wider ihn, daher sie alle Kräfte aufboten, ihrem geliebten Erich den Sieg über seinen Vater zu verschaffen. Wirklich erhielt er auch mehr als einen über ihn, und Waldemar sahe sich in der Hofnung: einige Provinzen von Schweden abreissen zu können, gänzlich getäuscht. Endlich kam ein Vergleich zwischen beyden schwedischen Königen zu Stande, nach welchem sie das Reich unter sich theilten, Waldemar aber gieng bey dieser Theilung leer aus.

Voll Verdruß über das Mißlingen seines Plans, dachte nun der König der Dänen nach, wie er durch List erreichen könnte, was durch Gewalt zu erlangen ihm unmöglich war. Lange sann er vergebens, endlich fiel ihm ein Mittel ein, dessen er sich jedoch auch erst nach zwey Jahren bedienen konnte.

Blanka, die viel persönliche Anhänglichkeit an Waldemar äusserte, beredete Ihren Gemahl mit ihr einen Besuch bey ihm zu machen. Magnus willigte ein und eine zweite Bitte seiner Gemahlin ihren Sohn Hakon mit sich zu nehmen; wurde eben so wenig abgeschlagen. Jetzt führte Waldemar seinen Plan aus. Hakon verlobte sich auf Zureden seiner Eltern mit Waldemars Tochter, Margaretha, wogegen Magnus versprach: Waldemar die Provinzen wieder zu geben, nach deren Besitze er so lange gestrebt hatte. Damit die schwedischen Großen wider diesen Punkt des Vergleichs weniger einwenden möchten sollte Hakon diese Provinzen seiner jungen Braut zum Leibgedinge aussetzen, und Waldemar sie unter dem Vorwande; sich wegen der Erfüllung ihrer Uebereinkunft sicher zu stellen; in Besitz nehmen.

Magnus kehrte zurück in seyn Reich und verkündigte den Reichsräthen mit großer Freude, daß es ihm gelungen wäre, durch eine Verbindung Hakons mit Waldemars Tochter, das Land von einem Feinde zu befreien, der ihm seit so langer Zeit zu schaden gesucht hätte. Die Schweden fanden an der verabredeten Verbindung mit einem ihrer verhaßten Hause wenig Gefallen, völlig aber empörte sich ihr Patriotismus, als sie erfuhren, daß Waldemar, sich einiger Provinzen ihres Vaterlandes, als des künftigen Leibgedinges seiner Tochter, indessen bemächtigen sollte. Sie baten den jungen König Erich so lange, bis er ihnen versprach, sich der Besitznehmung derselben mit aller Macht, die ihm der Adel anbot, zu widersetzen.

Waldemars so schön erdachter Plan mislang zum zweitenmahle. Seine, nach Schonen abgeschickten, Völker wurden an der Einahme dieser und der übrigen Provinzen, deren sie sich bemächtigen sollten, verhindert. Zugleich versammelte Erich die Reichsstände und Magnus mußte ebenfalls bey dieser Versammlung erscheinen. Er war nichts weniger als geneigt, sich ihren Beschlüssen zu fügen, sah sich aber doch endlich dazu genöthigt, weil die Stände ihn abzusetzen drohten. Ohne Zurückhaltung sagten sie ihm, daß er der Regierung unwürdig wäre, da

er nicht des Reichs Wohlfahrt, sondern das Verderben desselben sich zur Absicht gemacht zu haben schiene.

Die Uebereinkunft mit dem Könige von Dänemark wurde demnach aufgehoben und die Verlobung Hakons mit seiner Tochter für ungültig erklärt.

Obgleich die Weissagung der heiligen Brigitte, in den Herzen vieler Schweden Mißgunst und Feindschaft gegen Heinrichen den Eisernen angezündet hatte, so konnte sie doch nicht verhindern, daß er sich dagegen die Freundschaft vieler andern erwarb. Er hatte nicht nur in dem finnischen Feldzuge, sondern auch in einem Kriege, den er zum Vortheile der Schweden mit einigen Städten des hanseatischen Bundes führte, dem Reiche wesentliche Dienste geleistet, die, wenn sie nicht allgemein eingestanden wurden, doch mehrere ächte Vaterlandsfreunde mit Dank erkannten. Diese Männer hatte Heinrich an seinem Plane: den Könige Hakon seine Schwester Elisabeth zu vermählen; zu Mitarbeitern gemacht.

Jetzt da Magnus aus Verlegenheit alles bewilligen muste, was die Stände von ihm verlangten, schien es diesen Männern die schicklichste Zeit an der Erreichung ihres Entzwecks zu arbeiten Wollt Ihr — sprachen sie zu dem Kö-

nige — Durch die Vermählung Eures Sohnes Hakon dem Reiche Vortheil schaffen, so vermählt ihn mit der Gräfin Elisabeth von Hollstein. Die Beherrscher von Hollstein, obgleich nur Grafen, sind beinahe so mächtige Fürsten, als der König von Dänemark, und haben vor diesem den Vorzug daß sie sich immer freundschaftlich gegen uns beweisen, da Waldemar hingegen uns nie anders als feindselig behandelte. Nothgedrungen mußte Magnus einwilligen und, um der Verbindung seines Sohnes mit der Gräfin Elisabeth noch mehrere Festigkeit zu geben, eine Schrift von sich stellen, worin er der Nation das Recht gab, ihm bey dem geringsten Versuche diese Ehestiftung wieder aufzuheben, allen Gehorsam aufkündigen zu können. Graf Heinrich verpflichtete sich dagegen, daß wenn er an der Nichtvollziehung dieser Verlobung Schuld wäre, er dem schwedischen Reiche nicht nur Calmar, das er noch als Pfand besaß, wiedergeben, sondern ihm auch sechzigtausend Mark Silbers erlegen wollte.

Die bey dieser Ehestiftung besonders interessirten Personen, waren mit dem, was andere über sie beschlossen hatten, vollkommen zufrieden. König Hakon vertauschte seine junge zehnjährige Braut gern mit einer vollkommen gebildeten Dame, von deren Lobe der ganze Norden voll war, und die Gräfin Elisabeth stimmte der Wahl, die ihr Bruder für sie getroffen hatte, freudig bey.

Eine Königin zu werden, dies war nicht die einzige schöne Aussicht, die Heinrichs Verwendung seiner Schwester verschaffte, auch ihrem häuslichen Leben lachte eine frohe und glückliche Zukunft. Hakon war außer einem würdigen Könige auch ein liebenswürdiger Mann, der weiter keinen Fehler hatte, als daß er gegen seine Eltern zu nachgiebig war, und sein Karakter eine etwas zu starke Mischung von Stolz und Ehrgeiz hatte.

Hakon hatte bisher seine Braut nur aus dem allgemeinen Rufe, der so ganz zu ihrem Vortheile sprach, und aus einem Gemählde, das er von ihr besaß, gekannt. Beide machten ihn nur um so neugieriger, die liebenswürdige Elisabeth näher kennen zu lernen, aus welcher Absicht er nach einiger Zeit ihren Bruder besuchte. Mit jedem Tage entwickelte die Gräfin vor ihrem Geliebten neue Schönheiten. Er sah alle seine

Erwartungen übertroffen. Der Ruf, so vortheilhaft er auch war, hatte noch immer zu wenig von Elisabeth gesagt, der Mahler, so sehr er auch seine Kunst aufgeboten hatte, die Schönheit der Gräfin zu wenig getreu kopirt. Jetzt da das Leben an ihrer Seite alle Reize ihres Geistes und Körpers entfaltete, fand Hakon, daß die Vorstellung, die seine Einbildungskraft von der schönen Gräfin sich geschaffen hatte, nur Schattenbild dessen war, was er jetzt wirklich sah und bewunderte.

Elisabeth befand sich mit ihm in gleichem Falle. Sie fand ihren Geliebten ebenfalls um vieles besser, als das Gerücht ihn ihr geschildert hatte. Unter guten Menschen war Hakon gut ohne Tadel, und nur unter bösen verleitete ihn allzugroße Gefälligkeit es weniger, bisweilen sogar das Gegentheil zu seyn. Elisabeth ahndete dies nicht, schalt das Gerücht das ihren Geliebten verunglimpft und einer unzeitigen Gefälligkeit, in Fällen, wo unerschütterliche Festigkeit Pflicht war, ihn beschuldigte. Unmöglich war es ihr zu glauben, daß der, den sie tadellos, gerecht und edel fand, dies alles in irgend einer Lage weniger, oder gar tadelnswürdig seyn könnte.

Einige Wochen schwanden den Liebenden im frohen Genusse keuscher Liebe dahin, als ei-

ne Nachricht, die Hakon aus Schweden erhielt, ihre Freude störte. Eben befand er sich bey seiner Geliebten, da ein Eilbote ihm ein Schreiben überbrachte, das von mehreren schwedischen Großen unterzeichnet war. Hakon las und erblaßte.

Gott — rief Elisabeth indem sie auf Hakon zueilte und ihn in ihre Arme schloß — Was ist Euch Geliebter! welche schreckliche Nachricht macht meinen Hakon starren!

Ja wohl eine schreckliche Nachricht — antwortete Hakon seufzend — Ich muß den Tod eines geliebten Bruders und zugleich die Nothwendigkeit, mich auf einige Zeit von Euch trennen zu müssen, beweinen. Doch ehe wir weiter sprechen, erlaubt mir den Boten zu hören, der mir dies Schreiben brachte. Er soll, sagt dasselbe, die fürchterliche Neuigkeit, die es nur kürzlich meldet, mir weitläufiger erzählen. Ihr, theure Gräfin, nehmt an allem, was mich betrift, so lebhaften Antheil, hört demnach wenn es euch gefällt, aus dem Munde dieses Mannes, der ein Vertrauter meines Bruders war, was ich ohne den größten Schmerz, Euch nicht würde wieder erzählen können.

Ja laßt michs hören, damit ich mit Euch weinen kann — erwiederte die Gräfin —

Wollte Gott, daß es mir dann auch gelingen mögte, Euch zu trösten!

Der Ueberbringer des Briefs wurde in das Zimmer gerufen.

Ich bitte Euch, Herr Ritter — sprach Hakon zu ihm — eilt die grausenvolle Nachricht, die Ihr mir schriftlich gebracht habt, mündlich zu ergänzen.

Ich gehorche — antwortete der Ritter — verzeiht aber nur, gnädigster Herr, wenn Schmerz und Thränen mich hindern, die traurige Geschichte zusammenhängend zu erzählen.

O eilt zum Zwecke — rief Hakon ungeduldig — und haltet Euch mit Sinnen auf rednerischen Schmuck nicht auf. Sprecht, als ob ich allein im Zimmer wäre, denn für meine theure Elisabeth habe ich kein Geheimniß.

Er setzte dies hinzu, weil der Aufgefoderte eine Miene machte, als ob er sich scheuete in Gegenwart der Gräfin eine so schändliche That zu erzählen.

Ihr wißt, gnädigster Herr — begann er jetzt — welchen tödlichen Haß die Königin Blanka auf ihren Sohn, den mir ewig unvergeßlichen König Erich von Schweden geworfen hatte, seit er es wagte, ihren Liebling, den verrätherischen Benkt, aus dem Lande zu jagen.

Was sie seit dieser That, für die ganz Schweden den König Erich segnete, wider meinen gnädigen Gebieter unternahm, ist Euch ebenfalls nicht unbekannt.

Ritter, Ihr werdet weitschweifig — unterbrach ihn Hakon — Ihr habt nicht nöthig, Dinge in mein Gedächtniß zurück rufen zu wollen, die keine Zeit daraus verwischen wird. Fangt mit dem an, was ich noch nicht weis und sprecht ohne alle ceremoniöse Beysätze, damit durch sie die Befriedigung meiner Ungeduld nicht verzögert wird.

Die Rache der Königin Blanka wurde fürchterlicher, je länger sie in ihrem Busen kochte — fuhr der Ritter fort. — Den höchsten Grad erreichte sie, als Blanka erfuhr, daß Erich gesonnen wäre, sich zu vermählen. Unmittelbar war ihr Stolz noch nicht von ihm beleidigt worden, jetzt fürchtete sie auch dies.

Ich muß zu verhindern suchen — sprach sie zu einer ihrer Vertrauten — daß Erich sich vermählt. Ueber der Gemahlin dieses angebeteten Königs, würden sonst die Schweden der Königin Blanka ganz vergessen.

Ich weis nicht, ob ihr zur Verhinderung der Vermählung des Königs kein anderes Mittel beyfiel, oder ob ihre, noch immer unbefriedigte, Rache sie anreizte, unter allen möglichen

Mitteln das schrecklichste und zugleich verabscheuungswürdigste zu wählen. Genug sie that es, und Gott mag über sie richten!

Am Tage vor Weihnachten war es, als Blanka meinen Herrn einladen ließ, sie und ihren Gemahl den ersten dieser heiligen Tage zu besuchen. Sie wollten fortan beyde — setzte der Abgeschickte hinzu — des Zwistes ganz vergessen, der bisher unter ihnen obgewaltet hätte, und in Zukunft mit meinem Herrn so leben, wie gute Eltern mit guten Kindern. Dies wäre der ernste Wille des Königs und der Königin, und sie liessen ihren Sohn bitten, die Hand nicht von sich zu weisen, die sie ihm zur Versöhnung darreichten, von ihnen um so mehr gewünscht, da der Gedanke: daß bey herannahendem Alter der Tod sie vielleicht überraschen mögte; sie schon oft erschreckt hätte, weil sie zitterten, aus dieser Welt zu gehen, ohne vorher mit ihrem Sohne versöhnt zu seyn.

Mein allzugütiger Herr, dem die Uneinigkeit, in welcher er ohne seine Schuld mit seinen Eltern zu leben gezwungen war, schon manche trübe Stunden gemacht hatte, versprach sogleich zu kommen.

Freue Dich Lieber — sprach er zu mir, so bald der Abgesandte der Königin seinen Abtritt genommen hatte — freue Dich mit mir,

der Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches! Nichts kann hinfort meine Ruhe stören, wenn ich mit meinen Eltern in Frieden lebe, denn der Gedanke an den Zwist, der unter uns herrschte, war das einzige, was bisher an meinem Herzen nagte. Der morgende Tag soll mir nun ein doppeltes Fest seyn. Triff demnach die Einrichtung, daß auch äusserer Glanz seine Festlichkeit bezeichne.

Ihr schenktet mir sonst Euer Zutrauen, gnädigster Herr — erwiederte ich hierauf — vergönnt Eurem unterthänigsten Diener auch jetzt, Euch seine Meinung frey zu sagen. Ich fürchte, die Einladung der Königin an Euch hat nicht Versöhnug zur Absicht, im Gegentheile halte ich sie für eine Falle, die man Euch stellt.

O vermindere meine Freude nicht, durch deine unnöthige Furcht — rief Erich.

Wollte Gott, daß sie unnöthig wäre — gab ich zur Antwort — aber sie scheint mir nur allzugegründet zu seyn. Läßt sich nach dem, wie Eure Mutter bisher gegen Euch handelte, etwas andres vermuthen, als das, was ich ahnde?

Du hörst ja aber — fing Erich halb unwillig wieder an — daß sie bereuet, was sie bisher that und, daß der Gedanke an den Tod, den Wunsch in ihr erzeugt, mit ihrem Sohne, der wahrlich ihren Zorn nicht muthwillig auf sich

lud, sich wieder auszusöhnen. Soll ich meiner Mutter, die dennoch immer meine Mutter bleibt, ob sie sich gleich oft nichts weniger als mütterlich bewies, den Trost rauben, nach dem sie sich sehnt?

Dies zu thun, gnädigster Herr, verböte Eure Pflicht, wenn die Frau Königin wirklich so dächte, wie Ihr so gütig seyd zu glauben — wendete ich ein — so sehnlich ich aber auch wünschte, daß sie wirklich so dächte, weil dies Euch Freude machen würde, so wenig bin ich fähig, es zu glauben.

O schweig, mißtrauischer Mensch — fuhr Erich mit steigendem Unwillen fort. —

Ich kann nicht schweigen — entgegnete ich — und wenn mein Reden Eurer Gnade mich berauben sollte. Nein ich muß Euch warnen, Euch in Gefahren zu begeben, die man Euch sonder Zweifel bereitet.

Hältst Du denn aber meine Mutter für so durchaus böse, daß Dir ihre Sinnesänderung schlechterdings unmöglich scheint — fragte Erich — Wär es nicht möglich, das, was sie in jüngern Jahren that, jetzt bey herannahenden Alter wirklich ihr Gewissen nagte?

Allerdings wäre dies möglich — erwiederte ich — Allein bis jetzt widerspricht das Leben Eurer Eltern, der Wahrscheinlichkeit dieser Ver-

muthung noch ganz. Fürwahr gnädiger Herr, wer so lebt, wie König Magnus und seine Gemahlin bereitet sich noch nicht zum Tode.

Weißt Du was meine Eltern heut thaten — fragte Erich —

Nein, aber was sie gestern, was sie vor mehreren Tagen thaten, weis ich so wohl, als daß das alles keine Vorbereitung zum Tode war — antwortete ich —

Das alles weis ich auch; eben so wenig aber ist mir unbekannt, wie geschwind sich Menschen ändern können — fuhr Erich fort — Eine solche geschwinde Aenderung kann auch mit meinen Eltern vorgegangen und die an mich gesandte Bothschaft die erste Folge derselben seyn. Mein Entschluß ist fest und alle Deine Mühe würde vergebens seyn, ihn zu erschüttern. Ich gehe zu meinen Eltern, um mich mit ihnen zu versöhnen und in Zukunft ein Leben zu leben, das kein Kummer trübt.

Umsonst war all mein Flehen, Erich ließ sich von der Ausführung seines Vorsatzes nicht zurück halten. Freude glänzte in jeder seiner Mienen, als er sich des andern Tages zu seinen Eltern begab, indes ich mit bangem Herzen und für sein Leben zitternd hinter ihm hergieng. Er sank in die Arme seiner Mutter, die ihn mit der fertigen Verstellungskunst einer Schau-

spielerin an ihren Busen drückte. Dessen ungeachtet aber gieng ihre Kunst nicht so weit, daß ich das, was in ihrem Innern vorgieng aus ihren Blicken nicht hätte errathen können, obgleich der arglose Erich nichts Verdächtiges in denselben las. Mein Herz drohte zu zerspringen und mein Leben hätte ich darum gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, meinen geliebten Gebieter zu warnen. Die Königin verhinderte dies, weil sie wahrscheinlich befürchtete, daß ich ihren schwarzen Plan entdeckt haben mögte.

Man wies mich einen Platz unter den Edelsten des Hofes an, der mir zu jeder andern Zeit, nur heut nicht, angenehm gewesen wäre. Ich nahete mich der Königin. Erlaubt — sprach ich zu ihr — erlaubet mir an diesem frohen Tage, dadurch, daß ich immer um die Person meines Gebieters seyn darf, noch lebhaftern Antheil zu nehmen. Erlaubt, daß ich seine Majestät bedienen darf.

Ich sahe voraus, daß mir meine Bitte abgeschlagen werden würde und hatte schon, ehe ich sie that, an ihrer Erfüllung gezweifelt, doch hofte ich wenigstens eine Gelegenheit zu finden, meinen Gebieter mit einigen Worten warnen zu können, aber auch in dieser Hofnung sahe ich mich getäuscht. Die Königin stellte sich zwischen

schen ihn und mich, so daß es mir durchaus unmöglich war, ihm etwas zuzuflüstern, ohne von ihr gehört zu werden.

Ich danke Euch Herr Ritter — sprach Blanka mit höhnischen Lächeln zu mir — für die Anhänglichkeit die Ihr gegen meinen Sohn bezeigt; seyd aber immer so gut, Euch auf Euren Platz zurück zu begeben und nehmt die Versicherung mit Euch, daß es Eurem Herrn nicht an guter Bedienung fehlen soll. Ich werde mir an diesem festlichen Tage das Recht nicht nehmen lassen, größtentheils selbst dafür zu sorgen.

Diese Versicherung der Königin, die meinem Herrn so viel Vergnügen zu verursachen schien, machte mich noch mehr für ihn zittern. Ich nahm den mir angewiesenen Platz ein und bemühte mich wenigstens durch Blicke zu thun, was ich durch Worte auszurichten verhindert worden war. Erich verstand sie nicht und überdies hielt ihn Blanka nebst ihrem Gemahle durch ein nie unterbrochenes Gespräche ab, einem andern, als diesen beyden, seine Aufmerksamkeit zu schenken. Sie liebkosten ihn unaufhörlich, und nie habe ich dem König Erich so heiter gesehen als an diesem Tage. Sonst glaubte ich Ahndungen und Schutzgeister, aber nun glaube ich sie nicht mehr, denn wäre irgend ein Mensch des Schu-

zes höherer Wesen würdig, so wäre es gewis König Erich gewesen. Aber kein Schutzgeist wachte über ihn, kein guter Engel flüsterte ihm Ahndungen zu. Er fiel als ein Opfer seiner Arglosigkeit.

Eine von den Liebkosungen, womit Blanka ihren Sohn überströmte, bestand darin, daß sie öfters seine Hand ergrif und sie feurig an ihren Busen drückte. Als sie einst auch diese Bewegung machte, stieß sie so unsanft an einen gläsernen Becher, der vor Erichs Platze stand, daß er umfiel und zerbrach. Fülle einen andern Becher — rief sie einem, der hinter ihr stehenden, Leibknappen zu — Indes der Knappe nach dem Becher gieng, ergrief sie den ihrigen. Laßt uns anstossen lieber Sohn — sprach sie zu Erichen — auf das Wohl Eurer Braut! Ich bitte Euch macht, daß ich meine Tochter bald umarmen kann. Erich eilte dem Knappen den Becher abzunehmen. Er stieß an und trank ihn bis zur Hälfte leer. Noch hielt er ihn in der Hand, so wie die Königin den ihrigen. Ihr müßt den Becher ausleeren — rief die Königin — Auf die glückliche Reise Eurer Braut! Noch einmahl stieß sie an, und Erich leerte den Todesbecher bis auf den letzten Tropfen.

Dies alles war das Begegniß eines Augenblicks.

Mein Platz war weit von Erichs Platze entfernt. Das Umstossen des Bechers durch die Hand der Königin schien mir absichtlich, und leider war es dies auch. Sobald daher Erich den Becher zum ersten mahle ergrif, um unwissend seinen Tod daraus zu trinken, sprang ich von meinem Platze auf, um ihn den Unglücksbecher aus den Händen zu reissen. O Gott ich kam zu spät! Schon stand er wieder leer auf der Tafel als ich Erichs Platz erreichte.

Was ist Euch Ritter — rief mir die Königin zu — habt Ihr einen Anfall von Raserey?

Ohne zu wissen was ich that, rannte ich aus dem Zimmer gleich einem Mörder, dem der Bluträcher folgt. Die Königin hatte mir einige ihrer Diener nachgeschickt, die mich ereilten. Sie führten mich zurück in den Saal, den ich meiner so unbewußt, als da ich ihn verlies erreichte. Erst dann kehrte mein Bewußtseyn wieder, als ich Erichs Stimme vernahm.

Um Gottes Willen lieber Niels — rief er mir zu — was fehlt Dir?

Das weis Gott, gnädigster Herr — antwortete ich — Mich befiel mit einem mahle eine Angst, die mich sinnlos machte und mich nicht rasten ließ.

Ist Dir jetzt besser — fragte er mit gütigen theilnehmenden Blicken.

Ja gnädigster Herr — erwiederte ich, worauf ich mich, zu Magnus und seiner Gemahlin wendete und fortfuhr — verzeihen Eure Majestäten und die ganze edle Gesellschaft daß ich Euch, ob gleich ohne meine Schuld, Unruhe machte.

Es war allerdings zu bedauren Herr Ritter — nahm die Königin das Wort — daß Ihr unsre Freude auf einige Augenblicke störtet. Nur selten können Menschen so fröhlich seyn, als wir heut sind und eben, weil es dieser Tage so wenige giebt, geizt man, wenn man so glücklich ist, einen derselben zu geniessen, nach dem Genusse auch des kleinsten Theils seiner Dauer. O daß wir uns noch vieler solcher frohen Tage, wie der heutige, zu erfreuen haben mögten! — fuhr sie gegen den König Erich fort —

Die Miene, mit der Blanka dieses sagte, war so studirt, daß sie der geübtesten Schauspielerin Ehre gemacht haben würde. Sie empörte mich und es war mir unmöglich einige Worte die auf meinen Lippen schwebten zurück zu halten.

Wollte Gott — sprach ich — daß ich Eure Freude um einige Augenblicke eher gestört haben mögte: so würde wenigstens ganz Schwe-

den, wenn auch Ihr nicht, gnädigste Frau, sich noch vieler frohen Tage zu erfreuen gehabt haben, statt daß ihm nun nur traurige drohen!

In Wahrheit — wendete sich Blanka zu Erichen — Ritter Niels muß einen Anfall von Raserey bekommen haben, da er sinnlos spricht, denn gewis weis er, so wenig als jemand unter uns die Bedeutung der Worte, die ihm entfahren.

Nein Gott sey Dank — erwiederte ich — noch bin ich nicht rasend, aber, durchlauchtigste Frau Königin, ich fürchte, daß bald ein unersetzlicher Verlust mich rasend machen wird!

Wenigstens lieber Niels — entgegnete Erich — macht Dein räthselhaftes Betragen mich unruhig. Es muß Dir etwas wiederfahren seyn, seye es auch was es wolle!

Ich bitte Euch, theurer Sohn — sprach die Königin — entfernt diesen Freudenstörer.

Bey meiner ritterlichen Ehre schwöre ich Euch, daß ich Eure Freude nicht wieder stören will — versicherte ich dem Könige Erich — vergönnt mir aber auch hier zu bleiben. Ich bitte Euch, gnädigster Herr, schlagt mir diese Bitte nicht ab, damit Ihr an einem Tage, wo

Ihr gewis gern alle Menschen fröhlich machen mögtet, um sie die Freude mit empfinden zu lassen, die Euch durchbebt, nicht einen traurig macht.

Ist Dir wohl, lieber Niels — antwortete der König — so bleibe hier. Warum soll ich Dich an einem frohen Tage nicht gern um mich sehen, da Du in so vielen traurigen mich nicht verliessest.

Der Tag vergieng. Allen andern verschwand er vermuthlich, mir aber schien die Zeit einen Schneckengang zu schleichen, da ich der einzige Trauernde unter vielen Fröhlichen war. Um nicht der Königin von neuem Gelegenheit zur Bitte, um meine Entfernung zu geben, zwang ich mich, fröhlich zu scheinen, ob gleich mein Herz blutete. Ich leerte mehrere Becher, als ich sonst gewohnt bin, um mich um meinen Verstand zu trinken, der mir jetzt nur zur Folter diente; bey keinem dieser Becher aber konnte ich mich des Wunsches erwehren, daß er mit gleichem Weine gefüllt seyn mögte, als der, welchen Erich, auf das Wohl seiner Braut trank, damit ich den Tod dieses geliebten Herrn, an dessen Gewisheit zu zweifeln mir unmöglich war, nicht über leben mögte. Die Königin beklagte sich den übrigen Theil des Tages nicht mehr über mich, denn mein Körper machte wenigstens alles

mit, was zur Vermehrung der Fröhlichkeit dienen sollte, ob gleich meine Seele an allen diesen Dingen nicht Theil nahm.

Erich fragte mich oft: ob mir jetzt wohl wäre und was mir gefehlt hätte.

Das erste bejahete ich, die Beantwortung des zweiten bat ich ihn, mir zu Erlassen. Zum Warnen, dachte ich, ist es nun zu spät und die Mittheilung deiner Furcht würde aufs höchste nur dazu dienen, dem Könige die Freude zu rauben, der er jetzt voll ist. Er ist mit so ganzem Herzen fröhlich, warum solltest du ihm nicht noch einen frohen Tag ganz geniessen lassen, da es ohne Zweifel der letzte ist?

Als endlich der Morgen das Fest beschloß, begleitete ich meinen Herrn zur Ruhe. Von neuem und stärker als jemahls vorher drang er jetzt in mich, ihm den Grund meines unerklärlichen Benehmens zu entdecken. Verzeiht Eurem unterthänigsten Diener — wendete ich dagegen ein — daß er Euren Befehl heut nicht befolgen kann. Der Wein hat mich benebelt und, vergebt es meiner zu wenigen Achtsamkeit auf mich, schon fallen mir die Augen zu. Morgen, gnädigster Herr, morgen — setzte ich mit einer Stimme hinzu, als ob Schläfrichkeit und Trunkenheit mir weiter zu sprechen unmöglich machten.

Schlaf wohl, lieber Niels — sprach Erich lächelnd — Es freut mich, daß wenigstens die letzten Stunden des, von seiner ersten bis zu seiner letzten Sekunde, mir so fröhlichen Tages, Dir angenehm verflossen sind.

Als der König nach wenig Stunden erwachte, klagte er über Müdigkeit.

Hat doch nie — sprach er — eine Lustbarkeit meine Kräfte so sehr erschöpft, als die gestrige. Auch in meinem Leibe fühle ich Schmerzen.

Hätte ist gewust, daß Blanka ihr künstliches Gift so eingerichtet hätte, daß es erst nach mehreren Tagen tödtete und das alle Kunst der Aerzte unfähig seyn würde, Erichs Leben zu retten, so würde ich meinem Herrn noch nicht gesagt haben, was ihm diesen Schmerz verursacht hätte, damit von den wenigen Tagen, die ihm übrig waren, wenigstens noch einige froh verflossen wären. Ich vermag Euch nicht zu schildern, gnädigster Herr, welche Wonne König Erich über die Aussöhnung mit seinen Eltern empfand; aber ich glaubte sie in die schmerzlichste Traurigkeit verwandeln zu müssen. Denn welcher Mensch trauert nicht bey dem Anblicke des Todes und zumahl eines so schmählichen Todes!

Jetzt, gnädigster Herr — sprach ich zu dem Könige Erich — ist es Pflicht, Euch zu sagen, was Euch gestern zu verbergen, mir ebenfalls Pflicht schien. So wisset denn: aus dem Becher, den Ihr so freudig auf das Wohl Eurer fürstlichen Braut leertet, trankt Ihr den Tod, den Eure grausame Mutter durch Gift künstlich in den Wein gemischt hatte.

O Gott — rief Erich — was sagst Du lieber Niels. Aber nein, Du wirst Dich irren. Deine Furcht wird ein Hirngespinnst erschaffen haben. Wäre es möglich, daß eine Mutter ihren Sohn morden könnte! Sollte das Meisterstück der Schöpfung einer That fähig seyn, die auch dem wildesten Thiere widernatürlich ist!

Gestern wäre es mir selbst noch unmöglich gewesen, dies zu glauben, heute aber kann ich es nicht mehr bezweifeln — antwortete ich ihm und erzählte dann, was ich Euch so eben erzählt habe. Jetzt laßt uns nicht zaudern — fuhr ich fort — Eure Aerzte eiligst kommen zu lassen, denn Euch den Aerzten Eures Vaters anzuvertrauen, wäre eben so gut als ob Ihr Euch Mördern in die Hände liefertet. Vielleicht ist noch ein Mittel, das Euer Leben retten kann. Indessen aber, weil dann vielleicht, wenn Eure Aerzte kommen, Rettung schon zu spät seyn könn-

te, vertraut Euch einem Manne an, der mein Freund und in der Heilkunde nicht unerfahren ist.

Ich eilte diesen zu holen und Boten nach Erichs Aerzten zu senden. Mein Freund kam sogleich, sahe zwar, daß in dem Körper des Königs eine gewaltige Zerrüttung vorgegangen war, wodurch sie aber entstanden und wodurch sie wieder zu verbessern wäre, dies wußte er nicht, ob gleich seine Wissenschaft ihm sagte, daß der Kranke Gift bekommen haben müste. Bald aber fieng er an in seiner Meinung irre zu werden, da die Schmerzen des Königs sich nicht vermehrten, wie er in andern Ländern, denn bisher war Schweden noch so glücklich, nichts von der teuflischen Kunst: Gift zu mischen; zu wissen, an Unglücklichen gesehen hatte, die durch Gift gemordet wurden. Erichs Schmerzen verloren sich nach und nach ganz, so wie sich im Gegentheil seine Mattigkeit vermehrte. Dies benahm ihm die Furcht, daß er vergiftet wäre, und er machte mir Vorwürfe, daß ich ihn mit der Furcht des Todes geschreckt und seine Mutter einer Frevelthat beschuldiget hätte, die bis jetzt in Schweden ohne Beyspiel war.

Ich bat ihn, daß er nicht zu früh jauchzen möchte und stellte ihm vor, daß ob er gleich keine Schmerzen mehr hätte, doch die unnatürliche

Mattigkeit eine wahrscheinliche Folge des erhaltenen Giftes wäre. Ob aber gleich mein Freund hierinnen mit mir übereinstimmte, so schrieb doch der König diese Ermattung blos dem vielen Tanzen zu.

Erichs Aerzte kamen und sagten, was vorher mein Freund gesagt hatte, dennoch glaubte ihnen ihr Gebieter nicht, bis endlich nach einigen Tagen seine Kraftlosigkeit immer mehr zunahm, wodurch er nun selbst überzeugt wurde, daß sie eine andere Ursache haben müßte, als der er sie anfänglich beimas. Nun, da er an seiner Vergiftung nicht länger zweifelte, fragte er die Aerzte: ob ihre Kunst kein Mittel wüßte, das dem erhaltenen Gifte entgegen wirken könnte.

Es giebt zwar Gegengifte — antworteten sie ihm — allen aber widersteht das Gift, das Ihr erhalten habt. Keines dieser Mordwerkzeuge tödtet so gewis, ob gleich auch keines langsamer tödtet. Euer Tod ist unvermeidlich, wenn schon noch einige Tage vergehen werden, ehe er Euch trift. Wie viel ihrer noch seyn werden, ist uns unmöglich zu bestimmen, doch rathen wir Euch, wenn Ihr auf dieser Welt noch etwas auszurichten habt, keine Zeit zu versäumen. Zu einem kleinen Troste, gnädigster Herr, nehmt noch die Versicherung, daß Euer Tod sanft und

ohne Schmerzen seyn wird. Die wenigen Tage, die Ihr noch zu leben habt, werden in einem steten Dahinsinken bestehen.

Wenn ich dann sterben muß — erwiederte Erich mit der Gelassenheit eines Weltweisen und mit dem frohen Blicke eines Verklärten — so wünschte ich, daß dies im Angesicht und in den Armen meiner Getreuen geschehen mögte. Glaubt Ihr, heilkundige Männer, daß ich die Burg, die ich in dem mir eignen Antheile Schwedens bewohne, noch erreichen werde, so reise ich dahin. Dort kann vielleicht mein Tod freudig seyn, da ihn hier auf dem Schlosse meines Vaters mancherley Rücksichten und Erinnerungen noch bitterer machen würden, als der Anblick dieses Königs des Schreckens ohne dies ist.

Er gab mir hierauf Befehl, sogleich Anstalten zur Abreise zu treffen. Der König mußte in einer Sänfte getragen werden, weil er zu schwach war, sich auf dem Pferde erhalten zu können. Der andere Tag wurde zur Abreise fest gesetzt. Den Abend vorher hatte Blanka die Dreustigkeit zu ihrem Sohne zu schicken und ihn bitten zu lassen: sie vor seiner Abreise, die sie zu ihren Bedauren vernommen hätte, noch einmahl zu besuchen. Dieser Frevel, der mich

im höchsten Grade empörte, war nicht vermögend, Erichs Gelassenheit zu erschüttern.

Sagt meiner Mutter, daß ich, wie sie wüste, krank wäre, und ihrem Befehl daher nicht nachkommen könnte — dies war alles, was er den Abgeschickten zur Antwort gab.

Hatte diese Dreustigkeit mich erstaunt gemacht, so that es kurz nachher eine noch größere in noch höherem Grade. Der Knappe der Königin kam bald wieder und brachte die Nachricht, daß die Königin jetzt das erste Wort von der Krankheit ihres geliebten Sohnes vernommen hätte. Meine gnädigste Gebieterin — setzte er hinzu — bittet Gott, daß Eure Krankheit nicht von langer Dauer seyn möge, und Euch, gnädigster Herr, bittet sie um die Erlaubniß, zu Euch kommen zu dürfen, da sie das Glück nicht haben kann, Euch bey sich zu sehen.

Diese Gewissenlosigkeit sonder gleichen erschütterte den gelassenen Erich doch.

Tritt ein wenig ab — sprach er zu dem Knappen — bald werd ich dich wieder rufen lassen, um der Königin Antwort zu geben.

Sobald der Knappe uns verlassen hatte fuhr Erich gegen mich fort:

So hast Du der Königin Blanka — unmöglich kann ich sie noch Mutter nennen — doch nicht Unrecht gethan! So hat denn wirk-

lich die, die mir das Leben gab, es mir auch wieder genommen! O lieber Niels, mein Tod wäre weniger bitter, wenn der Gedanke mich nicht quälte, daß die, welche ich einst Mutter nennte, die größte Sünderin in Schweden ist. Rathe mir, was ich thun und ob ich ihren Besuch annehmen soll?

Euer Gefühl, gnädigster Herr — antwortete ich — muß Euch das am besten sagen. Doch glaube ich, daß der Anblick der Königin durch die gewaltsame Erschütterung, die er Euch verursachen müßte, die Würkung des Giftes leicht beschleunigen könnte. Ihr dürft die Königin nicht sehen, und ohne Zweifel wird auch sie Euch nicht sehen wollen. Daß sie Euch darum bitten ließ, geschahe vermuthlich nur um Unwissenheit und Schuldlosigkeit zu heucheln. Sie würde nicht kommen, wenn Ihr es ihr gleich erlaubtet; denn hält auch Scham und beunruhigtes Gewissen sie nicht zurück, so wird doch Furcht: daß Ihr Euren Tod durch den ihrigen rächen mögtet; sie zurück halten.

Nein ich will sie nicht sehen — rief Erich — aber schreiben will ich Ihr.

Ich mußte ihm ein Stückchen Pergament reichen, worauf er folgende Worte schrieb:

„Ich werde sterben, und vergebe Euch. Die erste Bitte, die ich nach meinem Hinscheiden vor den Thron dessen bringen werde, der Königinnen so streng richtet, als Bettler, wird darin bestehn, daß er Euch vergebe und Euer Herz zur Reue und Busse erwecke. Mit zitternder Hand des Todes, durch Euch mir gegeben, schrieb dies

Erich."

Er gab mir nun das Pergament, um es zusammen zu legen und sein Petschier darauf zu drücken, worauf ich es dem Knappen zu schleunigster Beförderung übergeben mußte. Wir reisten ab, und erreichten Erichs Burg des andern Tages, doch wurde des Königs Wunsch nicht erfüllt. Gelassen sahe er zwar seinem Tode entgegen, aber es mit Freudigkeit zu thun, war ihm unmöglich, ob er gleich jetzt durch eine andere Art von Schmerz verbittert wurde. Trennung auf eine nur kurze Zeit von Personen, die man liebt, und von denen man wieder geliebt wird, drückt öfters schon den festesten Mann nieder, wie vielmehr muß dies eine Trennung auf ewig thun. Alle Herzen derer, die um den König waren, zerriß der Gedanke; ihren geliebten Beherrscher sich entrissen zu sehen; welchem die schmähliche Art seines Todes noch meh-

rere Bitterkeit gab. Stumm und von dem peinigendsten Schmerze gefoltert gingen sie daher und bemüheten sich vergebens, den Gram, der an ihnen nagte, vor Erichs Blicken zu verbergen. Ihre Thränen in seiner Gegenwart zurück zu halten, war alles was sie vermogten, aber strömender flossen sie dann auch in der Entfernung für diesen angebeteten König.

Der Anblick so vieler um ihn Thränenden, die Versicherung: daß alle Bewohner Schwedens nicht weniger um ihn traurten, als die welche um ihn waren; die Hinsicht auch die Zerrüttung in welche nach seinem Tode das Reich wahrscheinlich wieder verfallen; das Verderben in welches Magnus ein Volk, das Erich wie ein Vater liebte, stürzen würde; der Gedanke an die schwarze Seele, die einem Körper bewohnte, der ihm einst das Leben gab — dies alles, gnädigster Herr, erschwerte Eurem, ganz Schweden ewig unvergeßlichen Bruder, das Scheiden.

Die Erinnerung an Euch war das einzige, was ihm Trost geben konnte.

Ich bat ihn, daß er mir erlauben mögte, Euch zu sich zu rufen.

O hättet Ihr das gethan, Herr Ritter — unterbrach Hakon den Erzähler.

Wenigstens, gnädigster Herr, muste ich es ohne meine Schuld unterlassen — nahm dieser das Wort wieder — Alle meine Bitten und Vorstellungen waren vergebens. Erich wollte durchaus nicht verstatten, daß ich Euch den Freuden, die Ihr in den Armen Eurer geliebten Gräfin Braut genösset entreissen sollte.

Mein lieber Niels — sprach er zu mir — Ihr sollet meinen Bruder keinen Boten senden, auch so viel an Euch ist, zu verhindern suchen, daß er von meinem unglücklichen Schicksale vor meinem Tode nichts erfährt. Zwar würde es mir Beruhigung geben, wenn ich in seinen Armen sterben könnte, allein diese Beruhigung für mich, wäre für ihn mit zu großem Verluste verbunden, als daß ich mich dazu entschliessen könnte, sie mir zu verschaffen. Mein gutes Volk verliert nichts, wenn Hakon erst nach meinem Tode kommt, denn unmittelbar nach meinem Hinscheiden kann Magnus nichts zu seinem Nachtheile unternehmen, mein Bruder selbst gewinnt, wenn Ihr ihn nicht zu mir ruft. Theilnahme würde ihm alle die Qualen, die ich empfinde, so schmerzlich fühlen lassen, als wenn er ihnen selbst erläge, mir würde zwar sein Mitleid wohl thun, aber der Gedanke: daß er es empfinden würde, wenn er gegenwärtig wäre, thut

mir beynahe eben sowohl, und der Schmerz, welcher ihn an meinem Sterbebette foltern würde vermehrte meine Qualen nur. Nein, mein geliebter Bruder bleibe in den Arm der Liebe! Seine Freuden sollen durch die Nachricht: von dem unglücklichen Schicksale, das mich betroffen hat; nicht gestört werden.

Allen, die um ihn waren, gebot er ernstlich, zu verhindern, daß diese Nachricht nicht zu Euch kommen mögte. Er lebte auf seiner Burg noch funfzehn Tage, am zwanzigsten nach der Vergiftung entschlief er in meinem Armen. Wenig Augenblicke vor seinem Tode übergab er mir dies Schreiben an Euch, das er zwey Tage vorher aufgesetzt hatte.

Hier endigte Niels und überreichte dem Könige Hakon das Schreiben, der es sogleich erbrach und las. Erich foderte seinen Bruder darinnen auf, sogleich nach Schweden zu eilen, um den Zerrüttungen, die durch Magnus und Waldemar über das Reich kommen mögten, vorzubeugen. Von seinem Tode sagte er ihm weiter nichts, als daß er sich denselben von seinem Vertauten erzählen lassen sollte. Oft hatte Hakon den Ritter unterbrochen und ihm gebeten, seine Erzählung mehr zusammen zu drängen, allein dies war ihm unmöglich, da Alles was

er sagte, für ihn zu viel Anziehendes hatte.

Um das, wozu Hakon durch seinen sterbenden Bruder aufgefodert wurde, baten ihn auch einige Große und Reichsräthe, und Hakon so seelig er auch an der Seite seiner Elisabeth gelebt hatte, zauderte nicht, diese Bitte sogleich zu erfüllen. Elisabeth foderte ihn selbst dazu auf.

Eilt Geliebter — sprach sie zu ihm — den Wunsch eines treuen und edeln Volkes zu erfüllen. Es sieht zu Euch als zu seinem Retter auf, zögert nicht es zu beruhigen. Ich kenne die Pflichten der Großen dieser Erde und weis daher sehr wohl, daß Ihr einem nach Euch flehenden Volke, das einst das Eurige werden wird, mehr schuldig seyd als mir. So lange Ihr bey mir wart, erschütterte mich zwar der blosse Gedanke an Trennung, nun aber da höhere Pflichten Euch von mir rufen, hoffe ich den Trennungskuß muthvoll auf Eure Lippen drücken zu können.

Wäre meine Liebe eines Zuwachses fähig — sprach Hakon, indem er Elisabeth an seine Brust drückte — so würde die Größe in der Ihr mir jetzt erscheint, sie noch vermehren. Bald

Geliebte, kehre ich wieder, oder Ihr kommt zu mir; und dann soll nur der Tod uns wieder trennen!

Eine Bitte habe ich noch an Euch — fieng Elisabeth wieder an — und bey Eurer Liebe beschwör ich Euch, um die Erfüllung derselben.

Es hätte dieser hohen Auffoderung nicht bedurft, theuerste Elisabeth — entgegnete Hakon — Jede Eurer Bitten ist mir ein Befehl, den ich freudig vollziehe. Sprecht und seyd im voraus der Gewährung versichert.

Gehet nicht an den Hof der Königin Blanka — bath Elisabeth — Kummer und Furcht würden mich töden, wenn ich Euch an diesem gefahrvollen Aufenthalte wüste. Blanka, Ihr wißt es so gut als ich, ist mit unserer Verbindung unzufrieden, flieht sie daher, denn — o Gott mich schaudert bey diesem Gedanken — sie mögte vielleicht auch für Euch noch einen Giftbecher haben!

Hakon suchte seine Geliebte so gut als möglich zu trösten.

Seyd ohne Sorgen — sprach er zu ihr — Blanka liebt mich, da sie im Gegentheil meinen Bruder, seit Herzogs Benkts Verjagung, haßte und verfolgte.

Es gelang ihm bald, seine Elisabeth zu beruhigen. Hierauf schied er von ihr und sie zeigte sich so männlich stark, daß eine Thräne, die in ihrem Auge perlete, nicht die Wange hinab rann.

Hakon kam glücklich in Schweden an, wurde aber nicht mit so vielen Freudensbezeugungen empfangen, als er sich geschmeichelt hatte. Die Liebe der Schweden zu ihm war dadurch vermindert worden, daß er Willens gewesen war, sich mit der Tochter des verhaßten Waldemars zu verbinden, und auch nach seiner Verlobung mit der Gräfin Elisabeth kehrte sie noch nicht in alle Herzen zurück. Selbst diejenigen unter den Schweden, welche Hakon liebten und schätzten, fürchteten seine zu große Gefälligkeit und Nachgiebigkeit gegen seine Eltern. Dies alles machte ihnen den König von Norwegen weniger theuer als Erich ihnen gewesen war.

Nehmt ein Beyspiel an Eurem verewigten Bruder, unserm auch im Grabe uns noch verehrungswürdigen Könige und Herrn. Vermögen die Bitten Euer getreuen Räthe, die die Stimme des ganzen Volks vor Euch bringen, etwas über Euch, gnädigster Herr, so entsagt aller Gemeinschaft mit der Königin Blanka. Auch

den König Magnus, rathen wir Euch, sehet nur dann, wenn er im Reichsrathe sitzt. — Dies war die Anrede eines der Reichsräthe, als sie den König Hakon empfingen. Der König versprach, ihr Verlangen zu erfüllen, und der Redner fuhr dann weiter fort:

Magnus hat uns in offener Versammlung versprochen, sich hinfort des Reichs sorgfältiger anzunehmen, als er vorher that und unter dieser Bedingung haben wir ihm die Regierung über die Provinzen, die er vorher seinem Sohne abgetreten hatte, wieder verstattet. Regiert Magnus, wie es einem guten und gerechten Könige gebührt: so haben wir das gute Zutrauen zu Euch, gnädigster Herr, daß Ihr Euch mit Norwegen begnügen werdet, bis Euch einst nach Magnus Tode auch das ganze schwedische Reich anheim fällt. Hält aber Magnus sein jetziges Versprechen so wenig, als die, welche er uns vorher schon so oft gab, dann, gnädigster Herr, werden alle treue Schweden sich an Euch wenden und im voraus schmeicheln sie sich schon mit der gerechten Hofnung, daß Ihr Euch in diesem unglücklichen Falle, den jedoch Gott verhüten möge! des bedrängten Reiches so treulich annehmen werdet, als unser guter König Erich that.

Auch hierin versprach Hakon dem Willen der Nation gemäs zu handeln und nun waren die Reichsräthe beruhigt. Hakon wünschte sogleich zu seiner Elisabeth zurückkehren zu können, aber das Beste des schwedischen Reichs foderte noch längerer Trennung von ihr.

Auf Andringen der Reichsräthe berief Magnus die Stände zusammen, um endlich einmahl ernstlich daran zu arbeiten, wie die Unordnungen die seit mehreren Jahren im Reiche eingerissen waren, hinweg geräumt werden könnten. Hakon, als der künftige Beherrscher des Reichs, muste diesen Versammlungen beywohnen, deren Beschlüssen Magnus durchgängig beystimmte, ob er gleich nicht Willens war, nur einen derselben nachzukommen.

Ganz Schweden freuete sich, daß Hakon sich aller Gemeinschaft mit seinen Eltern enthielt. So, wie die Reichsräthe wünschten, sahe er seine Mutter gar nicht, seinen Vater nur in der Versammlung der Reichsstände. Mehrmahls hatten schon beyde ihn zu sich einladen lassen, Hakon wuste aber jederzeit diese Einladungen von sich abzulehnen, zu großem Verdrusse seiner Eltern, denen zu Erreichung eines von ihnen entworfenen Plans Hakons Beystimmung und Mitarbeitung unumgänglich nöthig war. Sie wiederholten ihre Einladungen fast täglich und mach-

ten sie immer dringender, aber Hakon bewies eine Festigkeit, die er gegen seine Eltern noch nie geäußert hatte. Er kam nicht.

Blanka mußte also andere Maßregeln nehmen. Sie beschloß, mit ihrem Gemahle zu ihrem Sohne zu gehen, weil er durchaus nicht zu ihnen kommen wollte und sie führte ihren Entschluß aus. Einst, als sich Hakon ganz allein in seinem Zimmer befand, flog die Thür auf und Magnus und Blanka traten hinein. Betäubt stand Hakon da und fürchtete eine Erscheinung zu sehen, weil keiner seiner Diener ihm die Ankunft der nun Eingetretenen gemeldet hatte; aber weislich hatte Blanka allen die ihr begegneten, verboten, ihrem Herrn von ihrer Ankunft Nachricht zu geben, um ihn durch Ueberraschung größere Freude zu machen. Sie erfüllten ihren Befehl, denn Niels, den Hakon in seine Dienste genommen hatte, war nicht gegenwärtig. Dieser, der von der Bosheit der Königin alles befürchtete, würde sie wahrscheinlich nicht unangemeldet in Hakons Zimmer gelassen, vielleicht ihn sogar verleugnet haben.

Blanka riß ihren Sohn bald aus seinem Erstaunen. Sie stürzte auf ihn los, schloß ihn in ihre Arme und drückte ihn feurig an den Busen.

Sohn, theurer geliebter Sohn — rief sie ihm zu — warum fliehest Du mich, warum fliehst Du deine Mutter, die Dich so zärtlich liebt, und die Deine Kälte, Dein Zurückziehen von ihr zu tödten droht! O fliehe mich nicht länger! Kehre zurück in die Arme Deiner Mutter, deren glühende Liebe zu Dir diese feurige Umarmung Dir fühlbar machen muß.

Hakon konnte nicht sogleich von seinem Erstaunen zurück kommen. Stumm blickte er seine Mutter an, mit der Miene der Verwunderung und des Schreckens. Fest hielt sie ihn noch mit ihrem Arm umschlossen.

Ich lasse Dich nicht eher — fuhr sie fort — bis Du mir sagst, was Dich bisher von mir zurückscheuchte und bis Du mir versprichst, mich nicht länger zu fliehen.

Ja Sohn — nahm jetzt König Magnus das Wort — Dein bisheriges Benehmen gegen uns, dessen Ursache zu errathen uns unmöglich war, hat unsere Herzen tief verwundet. Sonst zeugte jedes Deiner Worte, so wie jede Deiner Handlungen von warmer kindlicher Liebe für uns. Wir freueten uns daher von ganzem Herzen, als wir vernahmen, daß Du nach Schweden kommen wolltest, aber ach! wie bald ist unsre Freude in Herzleid verwandelt worden! Du bist nicht mehr der liebevolle Sohn der Du sonst warst,

nein Du hast Dich in einen Peiniger verwandelt und machst durch die, wahrlich! unverdiente, Kälte, mit der Du uns begegnest, unser Blut erstarren.

Hakons Herz blutete, sobald er befürchtete jemand gekränkt zu haben, wie heftig muste daher sein Schmerz seyn, da seine Eltern ihn jetzt um die Rückkehr seiner Liebe baten, und ihn den Kummer schilderten, den die Entziehung derselben ihnen verursacht hätte. Der Ausdruck seines Vaters: daß er der Peiniger seiner Eltern wäre; verwundete ihn tief. Er sah jetzt nur seine Schuld, vergaß die Schuld seiner Eltern und dachte nicht daran, daß weder göttliche noch menschliche Gesetze ihn deshalb strafwürdig finden könnten, daß er zweien Personen, die sich des menschlichen Namens unwürdig gemacht hatten, seine Liebe entzogen hätte. Er umschloß seine Mutter mit allem Feuer, aber noch würkten die mancherley Gefühle, die ihn durchbebten, zu heftig auf ihn, als daß er seiner Sprache mächtig gewesen wäre. Er schwieg noch immer, indes König Magnus fortfuhr:

Ich beschwöre Dich, geliebter Sohn, säume nicht länger, uns die Ursache zu sagen, warum Du Deine Eltern fliehest, wie man vor Gebannten flieht, oder vor Mördern, an deren

Händen unschuldig vergossenes und um Rache schreiendes Blut klebt.

Hakon schauderte. Magnus Worte riesen die grausende Erzählung, die Niels ihm gemacht hatte, in sein Gedächtniß zurück. Er blieb einige Augenblicke unentschlossen, dann drückte er seine Mutter noch einmahl an seine Brust, ris sich hierauf von ihr los, umarmte seinen Vater eben so feurig und rief aus, indem den Augen dieses zu weich geschaffenen Mannes Thränen entstürzten:

Vergebt theureste Eltern, vergebt Eurem verirrten Sohne! Nehmt ihn wieder auf in Eure Arme den Wiederkehrenden, dessen Herz die bitterste Reue foltert, über die Schmerzen die er Euch machte! Schenkt ihm, ich beschwöre Euch bey allem was Euch heilig ist, schenkt ihm Eure Liebe wieder!

O schenke Du uns nur die Deinige wieder — riefen Magnus und Blanka einstimmig — die unsrige hattest Du nie verloren. Aber nun, geliebter Sohn, gieb uns auch einen Beweis Deiner wiederkehrenden Liebe.

Hakon. Fodert, theuerste Eltern, jeden will ich Euch geben! Ich bin Euch einen Ersatz schuldig so groß, so wichtig, wie ich ihn nie werde geben können. Und fodertet Ihr mein

Blut, so wäre es noch ein zu kleines Opfer für das, was ich Euch schuldig bin.

Blanka. O nein, Deine Eltern dürsten nicht nach dem Blute ihres Sohnes. Angabe der Ursache, aus welcher die Verachtung floß, die Du ihnen bisher bewiesest, ist das Einzige, was sie zum Beweise Deiner wiederkehrenden Liebe von Dir fodern.

Hakon. O Mutter, laßt mich davon schweigen. Laßt uns alles Vergangene vergessen, um uns jetzt nur der Gegenwart zu freuen.

Magnus. Sohn, was sollen wir von dem Versprechen Deiner erneuerten Liebe glauben, wenn Du uns die Erfüllung einer solchen Kleinigkeit, die wir als Beweis derselben von Dir verlangen, verweigerst?

Hakon. Nein, ich wollte ihn Euch nicht weigern, nur schweigen wollte ich, um wo möglich das Andenken an alles Vergangene aus unserm Gedächtnisse zu reissen. Warum sollten wir Wunden aufreissen, die wir heilen wollen.

Magnus. Du sagst, daß Du uns die Erfüllung unsres Verlangens nicht verweigerst, und verweigerst sie doch zum zweiten mahle? O Sohn, täusche mich nicht in meiner schönen Hofnung? Bey längerer Verweigerung würde

ich befürchten müssen, daß, was Du vorhin sagtest, blose Heucheley war.

Hakon. Nein wahrlich, Vater, Euer Sohn ist kein Heuchler! Jedes seiner Worte, so wie jede seiner Handlungen, ist jederzeit Ausdruck ungeheuchelter Gefühle. Ich bitte Euch erlaubt mir zu schweigen, damit ich nicht Dinge sagen muß, an die ich nicht mehr denken mögte.

Blanka. Ich errathe Deine Gedanken, aber ich bitte Dich, sprich ohne Zurückhaltung! Laß Deine Worte jetzt Ausdruck Deiner Gedanken seyn, so wie Du sagtest, daß sie Ausdruck Deiner Empfindungen wären.

Hakon. — (stockend) — Man sagte mir — Mutter — man sagte mir, daß — etwas, das, wenn es wahr gewesen wäre, meine Liebe zu Euch allerdings erstickt haben müste.

Magnus. Und welche Nachricht war dies, wodurch ein Verräther Dein Herz von Deinen Eltern abzuwenden trachtete?

Blanka. Ich will Dir die Mittheilung dieser Nachricht ersparen, da das Stocken während Deiner vorigen Rede mir beweist, wie schwer sie Dir werden würde. Zugleich mein Herr und Gemahl, werdet Ihr erfahren, wie schändlich man die Königin von Schweden zu verläumden

wagt. Ihr müßtet Eure Gemahlin weniger lieben, als ich von Euch versichert bin, wenn Ihr ihre Schmach nicht rächen wolltet.

Magnus. Wehe über den Böswicht, der den Frevel begieng, Euch zu verläumden und die Liebe Eures Sohnes Euch und wahrscheinlich auch mir zu rauben strebte.

Blanka. Euch beyden ist nicht unbekannt, daß das allgemeine Gerücht sagt: unsern unvergeßlichen Erich hätte Gift getödet. Ich bezweifle dies selbst nicht, da es keinem Arzte möglich war, seine Krankheit zu ergründen. Doch hört weiter und schaudert! Verläumderische Buben haben ausgesprengt, ich — o Gott kaum vermag ichs auszusprechen — ich hätte Gift in den Wein gemischt, den Erich an dem Feste, an welchem wir uns wieder mit ihm aussöhnten, auf mein Anregen auf das Wohl seiner Braut trank. Dies Gerücht, das vermuthlich noch nicht zu den Ohren meines Gemahls gekommen war, hat ohne Zweifel meinen geliebten Hakon von mir gebannt. Ich wage es kaum, mich zu rechtfertigen, da der Schein wider mich ist, denn allerdings kommt das zufällige Umfallen des Bechers, aus welchem Erich trank, für absichtliches Umwerfen angesehen worden, um ihm dadurch einen andern Becher, aus dem er seinen Tod trinken sollte, in die Hände zu spielen.

Magnus. Fern sey ein solcher Gedanke von mir und fern muß er auch von Hakon seyn, wenn er meiner, wenn er der Liebe seiner Mutter nicht völlig unwürdig ist!

Blanka. Noch einmahl, ich kann, ich will mich nicht rechtfertigen, denn was nützte alles Berufen auf meine mütterlichen Gefühle, wenn in Hakons Herzen ein solcher Verdacht entstehen könnte. Aber der Abendmahlsprobe, ja der Feuer- und Wasserprobe will ich mich unterwerfen, um meine Unschuld, die Gott und seine Heiligen gewis beschützen werden, zu beweisen.

Magnus. Nein, theure Gemahlin, das sollt Ihr nicht. Ihr seyd gerechtfertigt und wehe über den, der Verdacht gegen Euch hegt und ihn äußert!

Blanka. So will ich, wenn Ihr keine öffentlichen Beweise meiner Unschuld mir ablegen lassen wollt, Euch wenigstens einen andern geben. Bin ich an Erichs Tode unmittelbar Schuld, denn ob ich es vielleicht nicht mittelbar bin, weis Gott allein, der mir dies auch vergeben wird, bin ich es aber unmittelbar: so schmettre mich Gottes Donner hinab in die Hölle oder Erichs Geist kehre zurück und zerfleische seine Mörderin.

Hakon. O, Mutter, hört auf, Grausen hebt mein Haar empor!

Die Königin hatte diese frevelhaften Worte ausgesprochen, aber kein Donner zerschmetterte sie, Erichs Geist kam nicht, sie zu zerfleischen. Hakon, der wie die mehresten seiner Zeitgenossen in hohem Grade abergläubisch war, horchte, ob er keinen Donner vernähme und blickte furchtsam um sich, den Geist Erichs zu sehen, und als er jenen nicht hörte, diesen nicht sahe, war es ihn unmöglich länger an Blankas Unschuld zu zweifeln.

O Mutter — rief er aus und weinte, an ihren Busen gelehnt — Theure, geliebte Mutter, verzeiht Eurem Sohne, daß er einen Argwohn, dessen er Euch, ohne strafbar zu seyn, nicht fähig hätte glauben sollen, nicht sogleich aus seinem Busen verbannte, sobald er in demselben war angeflammt worden.

Blanka. Wie gern vergebe ich Dir! Die Freude über die Wiedererlangung Deiner Liebe vergilt mir den Schmerz, den der Gedanke: von Dir einer beispiellosen Greuelthat schuldig geglaubt zu werden; mir verursachte.

Hakon. Ich bitte Euch, Mutter, versichert es mir noch einmahl, daß Ihr mir vergebt, denn mein Vergehen ist so groß, daß ich die Vergebung desselben kaum glauben kann.

Blanka. Von ganzen Herzen vergebe ich Dir. Diese heisse Umarmung sey Dir Zeuge meiner Vergebung! Nun aber, liebster Sohn, gieb mir auch noch einen Beweis Deiner erneuerten Liebe! Gestehe mir, daß der Verdacht, den Du gegen mich hattest, nicht die einzige Ursache Deines Zurückziehens von mir war, gestehe mir, daß die dringenden Bitten einiger Reichsräthe Dich verleiteten, die, welche Dich gebahr, zu meiden, als ob sie eine Unholdin wäre.

Hakon. Ich danke Euch Mutter, daß Ihr mir die Schaam erspart, die ich bey diesem Geständnisse empfinden würde, danke Euch, daß Ihr mir die Worte so in den Mund legt, daß ich nur Ja zu sagen nöthig habe.

Blanka. O die Böswichter! Es genügte ihnen nicht, daß sie das Herz meines Erichs mir entzogen hatten, sie wollten auch die Liebe, die mein Hakon bisher für mich fühlte, in Haß und Abscheu verwandeln. Dem Himmel sey Dank, daß ihnen ihre schändliche Absicht nicht gelang! aber nun, geliebter Sohn, versprich mir auch, daß Du hinfort diesen verabscheuungswürdigen Menschen, deren einziges Bestreben es ist, zwischen Eltern und Söhnen Uneinigkeit zu stiften, dein Ohr nicht mehr leihen willst. Schwöre mir, daß wenn sie wieder den Saamen der Uneinigkeit in Dein Herz streuen, Deine Mut-

ter vielleicht von neuem verläumden wollen, Du diesen mit Vaterlandsliebe sich brüstenden Gleisnern nicht ohne Untersuchung Glauben beymessen, Deine Mutter nicht ungehört verdammen willst.

Hakon. Ich schwöre auf mein Schwerdt, den heiligsten Schwur, den ich je kannte.

Blanka. Nun bin ich beruhigt. Friede und froher Sinn werden wieder in dies Herz zurückkehren, als sie so lange flohen, und das seit sie es verliessen dem herbsten Schmerze zur Beute wurde.

Magnus. Höre jetzt auch eine Bitte von mir. Verbirg diesen Fehdestiftern, was heute unter uns vorgieng, sprich zu ihnen: wir hätten alles angewandt, Dich wieder mit uns auszusöhnen, aber alle unsere Mühe wäre vergebens gewesen. Du hättest gestanden wie ein Fels und unsere Worte, unsere Bitten und Flehen hätten so wenig Eindruck auf Dich gemacht, als ein Tropfen Wassers auf einer Marmortafel, an der er hinab fließt. Dies, geliebter Sohn, ist das einzige Mittel uns den Sieg zu erhalten, den wir heute über Dich erhielten. Sprächst Du anders: so würden jene Männer uns ihn bald wieder entreissen und uns durch ihre wohllautende Reden Deine Liebe zum zweitenmahle rauben.

Blanka. Du wirst uns nun wieder besuchen, wie Du sonst thatest; und weil Du eher zu uns kannst, als wir zu Dir, aber ich bitte Dich, halte diese Besuche wenigstens noch eine Zeitlang vor meinen und meines Gemahls Feinden verborgen.

Hakon. Ich werfe mich in Eure Arme, leitet mich wie es Euch gut dünkt. Alles, alles will ich thun, wenn Ihr mir nur vergebt und Eure volle Zärtlichkeit mir wieder schenkt.

Magnus und Blanka weilten nicht lange mehr, sie waren der Erreichung ihrer Absicht um vieles näher gekommen und fürchteten, daß sie ihnen mißlingen würde, wenn sie sie mit einem mahle ganz zu erreichen strebten. Was demnach noch zur Ausführung ihres Plans nöthig war, sparten sie zu einem Besuche Hakons bey ihnen auf, denn daß er kommen würde, daß er sich ihnen völlig wieder ergeben hätte, daran zweifelten sie keinen Augenblick. Sie verliessen ihren Sohn und jauchzten in der prunklosen Sänfte, die sie ohne Begleitung — eine Vorsicht die sie wählten, um nicht bemerkt zu werden — nach ihrem Schlosse zurück brachte, laut über ihren gelungenem Plan.

Erschüttert durch die Begegnisse der vergangenen Stunde hatte sich Hakon auf einen Sessel geworfen, als Niels zurück kam. Staunen und Freude waren noch auf dem Gesichte des Königs gemahlt.

Was ist Euch begegnet, gnädigster Herr — fragte Niels bey seinen Eintritte.

Hakon. Die gröste Freude, die mir je hätte begegnen können, und um dieser Freude willen will ich Euch den Kummer, den Ihr mir gemacht habt, verzeihn.

Niels. Ich hätte Euch Kummer gemacht, gnädigster Herr? Wenigstens müste dies ohne mein Wissen geschehen seyn.

Hakon. Nein, mit Eurem Wissen habt Ihr ihn mir gemacht und, Ritter, dieser Kummer war unnöthig. Doch dies ist nicht Euer einziges Vergehen, auch meinen Bruder Erich habt Ihr das Scheiden aus dieser Welt erschwert.

Niels. Gnädigster Herr, Ihr bezüchtiget mich schwarzer Verbrechen, um welcher willen ich mich selbst verabscheuen würde, wenn ich mich ihrer schuldig wüste.

Hakon. Ihr seyd ihrer schuldig, aber doch verabscheut Euch deshalb nicht, so wie ich Euch nicht verabscheue, sondern Euch vergebe. Ihr vergiengt Euch nicht aus Vorsatz, nein nur

aus aufbrausender Hitze, aus Treue gegen Euren Herrn und, weil trügerischer Schein Euch zu ungerechtem Argwohne verleitete.

Niels. O ich bitte Euch, gnädigster Herr, erklärt Euch deutlicher, denn unmöglich — verzeiht mir diesen Widerspruch — unmöglich kann ich es glauben, daß ich auf irgend eine Art das Scheiden meines verewigten Herrn erschwert haben sollte.

Hakon. Und doch habt Ihr es gethan, denn glaubt Ihr nicht; daß es ihm minder schwer geworden wäre, wenn er nicht geglaubt hätte, durch seiner Mutter Hand zu sterben, oder wenn er wenigstens, nachdem Ihr diesen ungerechten Verdacht schon in sein Herz gebracht hattet, von ihrer Unschuld überzeugt worden wäre?

Niels. Das bezweifle ich nicht, so wie ich wünschte daß ich ihn davon hätte überzeugen können. Aber gnädigster Herr, warum setztet Ihr zu dem Worte: Verdacht; ungerecht?

Hakon. Weil er wirklich ungerecht war. Freue dich, lieber Niels, meine Mutter ist unschuldig!

Niels. Erlaube mir die Frage, gnädigster Herr, wodurch Ihr von ihrer Unschuld überzeugt worden seyd?

Hakon. Durch sie selbst. Eben war sie, nebst meinem Vater, bey mir.

Niels. — lächelnd — Die Königin selbst hat Euch also überzeugt? O dann habt Ihr freilich für Euren Glauben einen sichern Bürgen!

Hakon. Ich bitte Euch, Herr Ritter, spottet nicht. Ihr würdet so wenig als ich länger an der Unschuld meiner Mutter zweifeln, wenn Ihr sie selbst gehört hättet.

Niels. O so beschwöre ich Euch, gnädigster Herr, erzählt mir wieder, was Eure Mutter Euch sagte, damit auch ich von ihrer Unschuld überzeugt werde. Denn, verzeiht mir meinen Unglauben, nach dem, was ich sahe, kann ich sie unmöglich auf die Autorität Eures Wortes glauben, so heilig mir das sonst auch ist.

Der König Hakon eilte seinem Diener zu erzählen, was wir unsern Lesern bereits erzählt haben, nur daß er es mit mehrerer Wärme that, als uns vielleicht gelungen ist. Dessen ungeachtet aber verfehlte er seinen Zweck: den Ritter zu überzeugen. In Hofnung, daß das noch geschehen würde, ließ Hakon sich durch das bedeutende Kopfschütteln des Ritters und durch seine ungläubigen Mienen in seiner Erzählung nicht unterbrechen. Als er vollendet hatte, fragte er: eyd Ihr nun überzeugt?

Niels. Gnädigster Herr, heucheln war mir von jeher so unmöglich, als Verstellung; verzeiht daher Eurem unterthänigsten Diener, wenn er Euch seines Herzens Meinung ganz frey gesteht. Habt Ihr weiter keine Beweise von der Unschuld der Königin: so laßt Euch von ihren schönen Worten nicht berücken; glaubt sie auch noch fernerhin schuldig, denn wahrlich sie ist es!

Hakon. — ernst — Daß Euch Hitze zu einem Vergehen wider meine Mutter verleitete, das verzeih ich Euch, aber ich würde es Euch nicht verzeihen können, wenn Ihr Euch von einem einmahl gefaßten Vorurtheile nicht zurück bringen liesset.

Niels. Und wenn ich Eure Gnade verlieren sollte, gnädigster Herr, so wäre es mir unmöglich anders zu sprechen, als ich glaube, nach kalter Ueberlegung sprechen zu müssen. O ich flehe Euch an, verstattet dem redlichen Niels noch einmahl sich gegen Euch so unverhohlen zu erklären wie er es gegen den König Erich gewohnt war, und wie auch Eure Majestät — mit Dank gerührtem Herzen erkenne ich diese Gnade — ihm bisher vergönnte.

Hakon. Sprecht, doch ohne meine Mutter zu lästern!

Niels. Ob ich das that, entscheide Eure Gerechtigkeit, wenn ich geredet habe. Schlagt mir aber auch die Bitte nicht ab: es nicht eher zu thun!

Hakon. Sie sey Euch gewährt. Doch zuerst sagt mir, wie es Euch möglich ist, jetzt noch meine Mutter schuldig zu glauben? Würde sie wohl, wenn sie das wäre, es wagen, sich der Feuer oder Wasserprobe zu unterwerfen?

Niels. Nein gewis würde sie das nicht; aber gnädigster Herr, könnt Ihr glauben, daß sie sich einem dieser fürchterlichen Zeugnisse der Schuldlosigkeit wirklich unterwerfen würde? Ohne Gefahr konnte sie sich freilich dazu erbieten, denn sie war überzeugt, daß Ihr so wenig als König Magnus sie beim Worte halten würdet.

Hakon. Gesetzt auch, daß sie diesen Vorschlag blos in der Hofnung, daß er nicht angenommen werden würde, gemacht hätte, wäre es möglich, daß menschliche Bosheit so weit gehen könnte, bey Bewustseyn der Schuld Gott und den Geist des Ermordeten zur Rache der Schuld aufzufodern?

Niels. Ich will diese Streitfrage nicht entscheiden, aber so viel getraue ich mir zu behaupten, daß wer seinen Sohn zu ermorden fähig ist, auch frevelhaft genug seyn kann, den

Richter aller Menschen zur Bestrafung seiner Greuelthat aufzufodern, ohne zu erröthen oder augenblickliche Rache zu fürchten.

Hakon. Und wenn es wirklich einen solchen Auswurf der Menschheit gäbe, könnte Gott, wenn er der gerechte Gott ist, für den wir ihn halten, solchen Frevel hören, ohne seinen Donner auf den Frevler herab zu schleudern?

Niels. Eine Frage, deren Entscheidung einem Gottesgelehrten gehört. Indessen wird es Euch nicht unbekannt seyn, daß schon mancher grausend frevelte, ohne deshalb sogleich von Gott gestraft zu werden. Noch einmahl, gnädigster Herr, gebt kalter Vernunft mehr Gehör, als den schönen Gleisnerreden der Königin Blanka. Laßt Euch den Glauben an ihre Schuld nicht durch Dinge nehmen, die das Gegentheil so gar nicht beweisen.

Hakon. Ritter, ich versprach Euch zu hören, und ich will mein Versprechen erfüllen, aber wahrlich es wird mir schwer, den Zorn zurück zu halten, den Ihr wider Euch reizt.

Niels. Und sollte er in der fürchterlichsten Gestalt wider mich ausbrechen: so ist es mir dennoch unmöglich, eher zu enden, als bis ich mein Herz ganz vor Euch ausgeschüttet habe. Wisset demnach, daß die Königin Blanka blos deshalb zu Euch kam, um Euch wieder für sich

einzunehmen. Sie und ihr Gemahl, der Landesverderber und Unterdrücker der freien Schweden, haben von neuen einen schändlichen Plan zum Unglücke des Reichs, für dessen Wohlfahrt zu sorgen ihre Pflicht wäre, geschmiedet, zu dessen Ausführung sie Eurer Beyhülfe bedürfen. Sie trachten Euch zu berücken, und ihr heutiger Besuch bey Euch war der erste Schritt zu Erreichung dieser Absicht.

Hakon. — zornig — Mässigt zum wenigsten Eure Ausdrücke ein wenig, wenn Ihr wollt daß ich Euch anhören soll!

Niels. Schon sind geheime Boten nach Dänemark, an den unversöhnlichen Feind der Schweden, den König Waldemar, gesendet worden. Welche Nachricht sie ihm überbringen weis ich zwar nicht, aber wahrscheinlich läßt ihm die Königin Blanka versichern, daß sie jetzt die Vollendung des Plans hofte, den einst König Erich zerrüttete. Die Abgeschickten giengen kurz vorher ab, ehe diese Schlange von einem Weibe sich um Euren Busen wand, um auch Euch zu vergiften, so wie sie einst schon ihren ältern Sohn vergiftete.

Hakon. — mit Ausbruch des heftigsten Zorns — Nein länger kann ich meinen Grimm nicht unterdrücken. Ist Dir Dein Leben lieb: so

so fliehe, verwegner Bösewicht, und wage es nie wieder vor mein Angesicht zu kommen!

Niels. O Wehe, Wehe über Schweden, es hat sich in Euch getäuscht! die Nation glaubte einen festen Mann zu finden, wie König Erich war, aber ach! sie findet dagegen einen Mann, über den Weiberthränen und schön gesetzte Worte mehr vermögen, als der Aufruf kalter Vernunft und alles Flehen der Vaterlands Freunde.

Hakon. Verstumme, Frevler, damit ich mich nicht so weit vergehe, meine Hände selbst mit Deinem schwarzen Blute zu beflecken!

Niels. Nein, jetzt ist mir mein Leben noch zu theuer. Ich fliehe Schweden, das bald ein Schauplatz des Jammers und des Schreckens werden wird, und eile nach Hollstein, um die Gräfin Elisabeth zu benachrichtigen, daß Hakon für sie verloren ist.

Elisabeth ahndete nicht das geringste von dem, was in Schweden vorgieng. Sie war ein immer heiteres Mädchen, dessen Einbildungskraft alles in rosenfarbenem Lichte mahlte. Seit Hakon von ihr entfernt war, ließ sie es ihr einziges Geschäfte seyn auf das Glück hinzublicken,

das ihrer in seinen Armen wartete. — Beschäftigt mit solchen schönen Träumen befand sie sich eben auf dem Altane der Burg ihres Bruders, als Niels nach der Burg zusprengte. Sie erkannte ihn sogleich an seinem Schilde und eilte hinab in den Hof, ihn zu empfangen.

Willkommen, edler Ritter — rief sie ihm freudig entgegen — bringt Ihr mir fröhliche Botschaft von meinem Hakon? O eilt, ich bitte Euch, sie mir mitzutheilen.

Wollte Gott, daß ich Euch freudige Botschaft bringen könnte — erwiederte der Ritter — aber ach, ich bin Euch ein Bote des Unglücks.

O Gott — rief Elisabeth aus und wankte halb sinnlos zu einer hinter ihr stehenden Kammerfrau zurück um sich auf sie zu stützen — Was hat meinen Hakon betroffen? Lebt er vielleicht, oder liebt er mich nicht mehr?

Nein, noch lebt er, noch liebt er Euch — antwortete der Ritter — ob er Euch aber noch lange lieben wird, das weis Gott allein. Erlaubt mir jetzt, gnädiges Fräulein, mit Euch in die Burg zu gehen, um Euch die schreckliche Nachricht, die mich zu Euch trieb, zu hinterbringen.

Sie giengen in die Burg und Elisabeth fuhr fort:

Lebt Hakon und liebt er mich noch, so kann mich nichts schrecken. Doch eilt, Herr Ritter, meine Ungeduld zu befriedigen und vermehrt meine Furcht nicht durch die Schrecken erregenden Ausrufungen, die Ihr Eurer Erzählung vorangehen laßt.

Hakon hat sich mit seiner Mutter wieder ausgesöhnt — erfüllte Niels das Verlangen der Gräfin. — Er glaubt sie unschuldig an dem Tode seines Bruders und ist so für sie eingenommen, daß er mich von sich jagte, weil ich die Bitte wagte, daß er sie fliehen mögte, wie vorher und weil ich ihm vorstellte, daß Blanka mit seinem Anschlage zu seinem und des Reichs Verderben schwanger gienge.

So viele Furcht auch einst Elisabeth äusserte, als sie ihren Geliebten bat, die Königin Blanka zu meiden, so wenig erschreckte sie jetzt die Nachricht die ihr Niels gab. Hakons Versicherung: daß Blanka blos deshalb gegen Erich so gewüthet hatte, weil er durch Benkts Verjagung ihren Zorn auf sich lud; hatte ihr alle Furcht benommen.

Aber warum — wendete sie sich zu dem Ritter — warum machtet Ihr mir so unnöthiges Schrecken? Blanka wird nicht vermögend seyn, die Liebe auszulöschen, die wie Ihr selbst

gesteht, noch in dem Herzen Hakons für mich glühet. Vielleicht, furchtvoller Mann; ist dies auch nicht einmahl ihr Wille.

Ob er es ist und ob ihre Absicht ihr gelingen wird, das — entgegnete Niels — das, gnädiges Fräulein, werdet Ihr selbst beurtheilen können, wenn Ihr mich ganz angehört habt. Von einem Weibe, so bös als Ihr die Königin Blanka bereits kennt, ist alles zu befürchten, und ihre Bosheit hat sich nicht vermindert, nein im Gegentheil beynahe noch vermehrt.

Er erzählte ihr nun, was ihm Hakon von dem Besuche seiner Mutter mitgetheilt hatte. Elisabeth erschrack über die frevelhafte Unverschämtheit dieses schwarzen Weibes, und ihren Verstand nahm Furcht, ihr Herz Schmerz und Kummer ein. Niels bemühte sich hierauf, die Gräfin und ihren Bruder auf die Folgen aufmerksam zu machen, die Blankas Besuch so wohl für die Gräfin Elisabeth, als für das schwedische Reich haben würde. Er entdeckte ihnen seine Vermuthungen, deren wir aber hier nicht erwähnen, weil sie das was wirklich bald nachher geschahe, vollkommen erriethen, und wir daher unsere Leser lieber sogleich wieder nach Schweden zurück führen wollen.

Der abergläubische und schwache Hakon erfüllte die Bitte seiner Eltern: sie im Geheim auf ihrem Schlosse zu besuchen, sehr bald. Die Flucht des Ritters Niels, die er seiner Mutter, nebst der Veranlassung dazu erzählte, machte sie besorgt. Blanka verwies es ihrem Sohne, daß er sein Versprechen: ihren Feinden seine Aussöhnung mit ihr nicht zu entdecken; so wenig treu geblieben wäre. Niels — setzte sie hinzu — ist gerade der, dem was unter uns vorgieng, am ersten verborgen werden muste.

Auf Niels Anregen befürchtete die Königin von dem Grafen von Hollstein die Vereitelung ihres Plans. Sie eilte daher, diesem unternehmenden Manne durch schnelle Ausführung desselben zuvor zu kommen, und entdeckte ihrem Sohne schon jetzt, was sie Willens gewesen war, ihm noch einige Tage zu verschweigen, um sich bey ihm nicht verdächtig zu machen. Sie erforschte ihren Sohn und als sie in seinem, leicht zu durchschauenden, Herzen keine Spur von Verdacht gegen sie fand, rückte sie ohne länger zu weilen ihrem Ziele näher.

Glaubst Du, geliebter Sohn, daß Dein Glück mir am Herzen liegt — fragte sie ihn mit so vieler Zärtlichkeit in Ton und Miene, als ihr nur immer möglich war in beyde zu legen.

Hakon. Hätte ich dies je bezweifelt, so würde ich es wenigstens jetzt nicht mehr bezweifeln. Nein, Mutter, ich bin überzeugt, daß Ihr mein Glück gleich Eurem eignen zu befördern strebt.

Blanka. Bist du Dies: so vernimm welche glänzende Aussicht sich Dir für die Zukunft öffnet. Du weißt, daß jetzt nach dem Tode des Prinzen Christoph, dieses geliebten Sohnes meines Freundes Waldemars, seine Tochter Margaretha die einzige Erbin Dänemarks ist. Waldemar ist in hohen Grade wider Dich erbittert, daß Du Deine Verlobung mit seiner Tochter, die ausser der reichen Aussteuer so viel Verdienste besitzt, daß die Verbindung mit ihr Jedem erwünscht seyn würde, wieder vernichtet hast. Sein Wille war, Dich mit einem Kriegsheere zu überziehen, um die Schmach zu rächen, die ihm in seiner Tochter wiederfuhr. Meiner Verwendung hast Du es zu danken, das er es nicht that.

Hakon Verzeiht Mutter, wenn ich Euch dafür nicht danken kann. Waldemar hätte kommen mögen und ich würde ihm gezeigt haben, daß der König von Norwegen vor dem Könige der Dänen nicht zu zittern nöthig hat.

Blanka. O Sohn schmeichle Dir nicht zu viel, der Macht des Königs von Dänemark würdest Du nicht haben widerstehen können. Doch lassen wir dies bey Seite und Du höre mich jetzt weiter! Es ist mir gelungen, nicht nur Waldemars wahrlich gerechten Zorn gegen Dich zu dämpfen, sondern ihn auch dahin zu vermögen, Dein, Margarethen geleistetes, Gelübde als noch unverletzt anzusehen. Ich stellte ihm vor, daß Du genöthigt gewesen wärst, einem Versprechen, das das Dringen der Reichsstände Deinem Vater abzwang, gemäß zu handeln, so wenig Dein Herz auch damit übereingestimmt hätte.

Hakon. O nein, mein Herz stimmte völlig damit überein. Wie konnte ein Mädchen, das noch so jung ist, das man nicht voraus sehen kann, welche Bildung es im mannbaren Alter annehmen wird, Eindruck auf mein Herz machen?

Blanka. Zwar ist Margaretha auch jetzt erst eilf Jahr, obgleich jeder, der sie siehet, sie für älter halten würde. Ich kenne sie genauer als Du und versichere Dich daher bey meiner mütterlichen Liebe, daß sie selbst dann, wenn sie keinen Thron Dir anbieten könnte, verdiente Deine Gemahlin zu werden. Sie ist zu noch größerer Schönheit aufgeblüht als da Du sie sahest und ihre Seele ist so schön als ihr Körper.

Ihr Verstand ist hell, wenn sie spricht glaubt man kein elfjähriges Mädchen, sondern eine Dame, die bereits durch eine lange Reihe von Jahren sich Erfahrung erwarb, zu hören, und ihr Herz ist so gut, daß vielleicht ein Engel Dich um das Glück: es an Deinen Busen schlagen zu fühlen; beneiden könnte.

Hakon. Ich bitte Euch, Königin, sagt mir nichts von dieser Margaretha. Wäre sie alles, wäre sie ganz so, wie Ihr sie, wirklich mit allzugefälligen Farben, mahlt, so würde sie doch nicht fähig seyn, meine Elisabeth aus meinem Herzen zu verdrängen.

Blanka O weh, hat diese von den Reichsräthen Dir aufgedrungene Gräfin dein Herz so ganz zu berücken gewust, daß Du um ihretwillen die Erbin eines Königreichs ausschlagen könntest, die ganz das ist, was Elisabeth nur zu seyn scheint? Gehüllt in den Schleier erkünstelter Unschuld lügt sie Herzensreinigkeit sie die eine der ausschweifendsten Weiber im ganzen Norden ist.

Hakon Mutter, wer meine Elisabeth schmäht, schmäht mich. Wisset, sie ist ein Weib zu der seelige Geister herab steigen mögten, um es sich in ihrem Umgange wohl seyn zu lassen. Und was sagt das Gerücht anders,

daß Elisabeth eine der edelsten und vortreflichsten Damen der ganzen Christenheit ist.

Blanka. — (lächelnd) — O erhebe Deine Elisabeth lieber gar über die heilige Jungfrau. Nicht viel weniger als Du sagt freilich das öffentliche Gerücht, wenn es, von Elisabeth selbst oder von ihrem Bruder gedungen, in die Posaune stößt, aber das heimliche Gerücht spricht ganz anders von Deiner gerühmten Gräfin.

Hakon. So lügt das heimliche Gerücht! Jeder, der die Gräfin Elisabeth von Hollstein kennt, muß ihr Achtung und Bewunderung zollen.

Blanka. Aber wenn Elisabeth wirklich das wäre, was Deine blinde Liebe in ihr findet, würden da nicht schon mehrere Fürsten um ihre Hand geworben haben?

Hakon. Wirklich thaten dies auch schon mehrere, Elisabeth aber wählte keinen von ihnen.

Blanka. So sagte Dir Elisabeth, das Gerücht aber versichert: daß die wenigen Fürsten, die um ihre Hand werben wollten, anderes Sinnes wurden, so bald sie erfuhren, wie sehr sie sich in ihrer guten Meinung von der Gräfin Elisabeth getäuscht hätten. Alle wurden bald von dieser Gleisnerin zurückgeschreckt, die indes sie öffentlich die Unschuldige spielte, sich

im Verborgenen in den Armen der Diener ihrer Brüder den schändlichsten Ausschweifungen ergiebt. Dir geliebter Sohn blieb dies verborgen, Dein gutes Herz ahndete keine Verstellung, weil Du dieser teuflischen Kunst selbst unfähig bist, und niemand entdeckte Dir, was Du selbst nicht erforschtest. Deine Mutter aber hält es für Pflicht, Dir den Abgrund zu zeigen, an dessen Rande Dein Fuß schon zu gleiten beginnt.

Hakon. O Mutter, ich stehe nicht am Rande eines Abgrundes, nein an der Pforte eines Paradieses befinde ich mich, denn in Elisabeths Armen wird mein Leben Seligkeit seyn. Alle diese Euch hinterbrachten nachtheiligen Gerüchte von ihr machen keinen Eindruck auf mich, da ich ihren Ungrund kenne. Verleumder haben sie ausgestreut, und Verleumdern glaube ich nicht.

Blanka. Was ein Verleumder sagt, sprechen nicht gleich Tausende nach; auch ist selten ein Gerücht ganz ohne Grund, und Tausende sagen von Elisabeth, das was ich Dir von ihr sagte.

Hakon. In diesen Augenblicke spracht Ihr eine Behauptung aus, die zwar beynahe allgemein angenommen ist, von deren Unrichtigkeit aber niemand leicht mehr überzeugt seyn kann,

als Ihr dies durch eigne Erfahrung worden seyd.

Blanka. Deutlicher, mein Sohn, ich verstehe Dich nicht ganz.

Hakon. Wohl, so will ich ganz verständlich sprechen. Tausende, vielleicht Millionen nennen Euch Erichs Mörderin, und das Gerücht: daß Ihr ihn durch Gift gemordet hättet; ist beynahe allgemein, ist es aber deshalb wahr? Seyd Ihr Erichs Mörderin, weil Millionen es sagen? Da in Absicht Eurer das öffentliche Gerücht lügt, kann das heimliche in Absicht meiner Elisabeth nicht noch eher lügen?

Dieses Einwurfs hatte sich die Königin nicht versehen. Sie konnte ihn nicht widerlegen und weil sie über dies fand, daß es unmöglich wäre, die Gräfin Elisabeth ihrem Sohne verdächtig zu machen, änderte sie ihren Plan. Ihre Absicht war gewesen, Elisabeths Bildniß aus Hakons Herzen zu reissen, dessen Erreichung sie durch Aufregung seines Stolzes und seiner Sucht nach Größe zu erleichtern hofte. Jetzt da sie sahe, daß sie sich an Elisabeths Bilde nicht selbst vergreifen konnte, nahm sie sich vor, zu versuchen, ob Hakons aufgeregter Stolz allein vermögend wäre, es aus seinem Herzen verbannen. Zwischen diesen, verbunden mit Ehrsucht und Begierde nach Größe und zwischen der Liebe

für seine Elisabeth wollte sie in Hakons Busen einen Streit anstiften, und die erstern nach allen Kräften unterstützen.

Du hast Recht mein Sohn — fuhr sie daher fort — das Gerücht lügt oft, und blos Sorgfalt für dein Bestes ließ mich in diesem Augenblicke nicht an die traurige Erfahrung denken, die ich selbst hiervon gemacht habe. Es ist möglich, daß man der Gräfin von Hollstein zu viel thut, möglich, daß man sie so schuldlos als mich verleumdet, allein dies angenommen, und angenommen, daß sie ganz so ist, wie Du sie mir so eben geschildert hast, so wäre es doch in mancherley Rücksichten vortheilhafter und räthlicher für Dich, wenn Du Dich mit Margarethen verbändest. Ich bitte Dich, höre mich ohne Leidenschaft an.

Hakon Und ich bitte Euch hingegen, sprecht nicht länger von dieser Margaretha, an die ich nicht mehr denken darf und die auch, ob sie gleich die Erbin eines Königreichs ist, nicht den kleinsten Reiz für mich hat. Ich müßte Elisabeth von Hollstein nicht lieben, wenn Margaretha von Dänemark mich reizen sollte.

Blanka Deine feste Liebe zur Gräfin Elisabeth macht Dich meinem Herzen noch werther, wenn sie schon meinen Wünschen nicht gemäs ist, und ich würde sie nicht zu erschüttern

versuchen, wenn ich nicht die Pflichten kennte, die einem Fürsten obliegen und von denen mein Hakon gewis ebenfalls durchdrungen ist.

Hakon. Das bin ich Mutter, und nie werde ich wissentlich eine dieser heiligen Pflichten verletzen. Vorhin verstandet Ihr mich nicht sogleich, jetzt ist mir Eure Rede dunkel. Wäre es möglich, daß es Euch so scheinen könnte, als ob eine der Pflichten, die mir obliegen, meine Liebe für Elisabeth verböte oder tadelte?

Blanka. In der Lage, in welcher Schweden und Dänemark sich jetzt befinden, allerdings beydes. Waldemar ist seit langer Zeit Schwedens unversöhnlicher Feind und kein Unparteiischer kann ihn tadeln, weil während den Zerrüttungen, die durch Elisabeths Vater in Dänemark entstanden, Schweden einen Theil dieses Reichs an sich riß; und wer wird es einem Sohne verdenken, wenn er des ihm geraubten Erbes seines Vaters sich wieder bemächtigen will?

Hakon. Ich hätte nicht gedacht, daß die Königin von Schweden Waldemars Schutzrednerin werden würde.

Blanka. Das will sie auch nicht werden, doch schien mir, was ich sagte, nöthig zu seyn, ehe ich weiter fortfahre. Dieser Schweden furchtbare Feind . . . .

Hakon. — seine Mutter unterbrechend — Mutter schmähet ein Volk nicht, das Euch Königin nennt und Eurer Achtung würdig ist. Schweden und Norwegen sind mächtig genug, Dänemark widerstehen zu können, und ihre Bewohner haben Tapferkeit und Vaterlandliebe genug, dies auch wirklich zu wollen.

Blanka. Alles Dinge, an deren Richtigkeit ich nicht zweifle, gesetzt aber auch daß Schweden von Dänemark nichts zu befürchten hat, ist das Blut so vieler edeln Männer, das in dem unvermeidlichen Kampfe zwischen diesen beyden Reichen vergossen werden würde, nicht eines kleinen Opfers werth? Und dies Opfer verweigert der König von Norwegen, der mir so oft heilig versicherte, daß es seyn eifrichster Wunsch wäre, sein Volk glücklich zu machen?

Hakon. Ich sagte weiter nichts, als wovon ich durchglüht war. Willig, ich schwöre es Euch Mutter, willig opferte ich dem Glücke meiner Unterthanen und dem Glücke Schwedens, ein Reich, das ich einst auch mein nennen werde, mein eignes Glück auf. Ohne meine Elisabeth ist mir kein Glück denkbar, aber selbst den Besitz derselben wollte ich meinem Volke aufopfern, wenn seine Wohlfahrt dies Opfer heischte.

Blanka. Sie heischt es, und ist es gleich von einer Seite für Dich mit Schmerzen, so ist es dagegen auf einer andern mit Freuden verbunden. Waldemar bietet Dir seine Tochter zur Gemahlin, sein Reich nach seinem Tode zum Besitze an. Welche glänzende Aussicht! Und Du solltest zaudern, die Liebe, die in Deinem Busen für die Gräfin Elisabeth flammt, zu besiegen, um jene Aussicht in Wirklichkeit zu verwandeln und zugleich Dein Volk glücklich zu machen! O Sohn bedenke Deinen Vortheil, bedenke Deine Pflicht! Lasse den Blick auf Deine künftige Größe, wenn einst nach wenigen Jahren Schweden, Norwegen und Dänemark unter Deinem Zepter vereinigt seyn werden, laß diesen frohen Blick Dich stärken, wenn Du in Kampfe gegen Deine Leidenschaft ermattest.

Hakon. Nein, Königin, meine Elisabeth vertausche ich um kein Königreich; der Besitz einer Welt könnte ihren Verlust nicht ersetzen!

Blanka. Ich höre den feurigen Liebhaber, aber Sohn, ich wünschte den kaltprüfenden Mann und den König zu hören, der nicht sich selbst leben darf, nein dem Besten seines Volks und seines Hauses leben muß. Reizt Dich der Ruhm nicht, den Du Dir bey der Nachwelt erwerben würdest, wenn Du die drey nordischen Reich-

unter einen Regenten vereinigt ist! Der Ruhm, den es Dir bringen würde, daß Du der Ahnherr dieses mächtigen Regentenstammes wärest! so laß Dich doch den Gedanken: — daß Du das Wohl der, Dir so theuren Schweden befördern, auf Jahrhunderte es fest gründen wirst, wenn Du Held genug bist Deine Liebe für Elisabeth zu besiegen, oder vielmehr, sie nur mit der Liebe für eine Prinzessin zu verwechseln, die der Gräfin von Hollstein in allem, nur nicht an Jahren, gleich kommt.

Hakon. Mutter, ich kann meine Liebe nicht so schnell verwechseln, als Ihr — Eure Kleider. Doch wenn ich das könnte, würde ich dadurch das Glück der Schweden befördern? Habt Ihr vergessen, wie unzufrieden sie mit mir waren, als ich mich an Margarethen verlobt hatte? Waren sie es nicht, die diese Verbindung trennten und sollten die Schweden selbst nicht am besten wissen, was ihnen vortheilhaft wäre?

Blanka. Freilich sollten sie es wissen, aber sie beweisen das Gegentheil. Blinder Haß gegen die Dänen hat sie so ganz verblendet, daß sie ihren Vortheil blos deshalb nicht wollen, weil mit ihm zugleich auch Vortheil für die Dänen verbunden wäre. Die unglücklichen Be-

woh-

wohner des Theils von Karelien, den Dein Vater den Moskowitern abtreten muste, weil angebliche Diener Gottes Landesverräther wurden und das Unglück des finnischen Feldzugs verschuldeten, seufzen unter dem eisernen Zepter ihrer heidnischen Beherrscher; Calmar befindet sich in den Händen des Grafen von Hollstein, weil das verarmte Reich die Summe nicht aufbringen kann, die dieser Graf noch vom finnischen Kriegszuge her zu fodern hat; dies könnte eingelöst, der Nacken jener Unglücklichen von dem Joche, das sie niederdrückt, befreiet werden, wenn Du, theurer Sohn, meine Bitten, die Dein Wohl bezwecken, erfülltest. Sobald Schweden keinen Einfall der Dänen mehr zu fürchten hat, kann es einen Kriegszug wider die Moskowiter unternehmen, der wahrscheinlich glücklicher ablaufen würde, als der letztere. Es würde sich ganz Kareliens wieder bemächtigen, seine Grenzen wahrscheinlich erweitern und eine Menge verlorner Heiden in den Schoos der heiligen Kirche bringen. Jetzt muß ich Dich verlassen, gehe heim und denke in Deinem einsamen Zimmer, dem was ich Dir sagte, weiter nach. Bleibst Du bey dem Vorsatze: alles dieses der Gräfin von Hollstein aufzuopfern: so werde ich weiter kein Wort verlieren, um Dich anderes Sinnes

zu machen, sage aber dann nicht mehr, daß Du mein Sohn bist, daß das Glück Deines Volkes Dir am Herzen liegt; denn wie wäre dies möglich, wenn Du es blos deshalb nicht befördern wolltest, weil es mit der Mühseligkeit eines kurzen Kampfes verbunden wäre!

Sobald die Königin dies gesagt hatte, begab sich Hakon in seine Wohnung zurück, und nun erhob sich in seinem Innern ein fürchterlicher Streit. Es war der Königin gelungen, die Ueberzeugung in ihm hervor zu bringen: daß eine Verbindung mit Margarethen vortheilhaft für Schweden wäre. Hakons Herz war gut, sein Verstand aber schwach. Er gab daher den Vorstellungen seiner Mutter Beyfall. Liebe für die Bewohner Schwedens glühete jetzt stärker als je in ihm; sein Patriotismus erwachte; sein Stolz wurde bey dem Gedanken: Beherrscher dreyer Königreiche zu seyn, rege, und er wünschte dies zu werden und Schweden glücklich machen zu können. Liebe für die Gräfin Elisabeth stand diesem Wunsch entgegen, woher nothwendig ein Kampf zwischen den verschiedenen Empfindungen entstehen muste, die den Busen Hakons durchkreuzten.

Lange dauerte dieser Kampf, lange stritt die Liebe gleich einem unbezwinglichen Helden, endlich aber siegte eingebildete Vaterlandsliebe,

Stolz, Ehrsucht und Gefälligkeit gegen die Königin Blanka. Hakon beschloß, das Andenken an Elisabeth aus seinem Herzen zu reissen, ob ihm gleich der blose Gedanke hievon schon Schmerz verursachte. Des andern Tages eilte er, seinen Entschluß der Königin bekannt zu machen.

Wohl mir — rief sie aus — es ist mir gelungen, Dein Glück und das Glück Schwedens und des ganzen Nordens zu gründen. Gott seegne Dich für Deinen Entschluß!

Sogleich wurden nun Eilboten nach Dänemark gesandt, der vor einem Jahre schon aufgesetzte Heirathskontrakt, zwischen Hakon und Margarethen, erneuert, und die Verbindung mit der Gräfin Elisabeth für ungültig erklärt. Magnus und Hakon machten den Reichsräthen bekannt: daß sie nun den Unfrieden, der bisher zwischen Dänemark und Schweden herrschte, durch die erneuerte Verbindung Hakons mit der Tochter Waldemars, auf ewig geendet hätten.

Hakon gab sich alle Mühe, die Reichsräthe dahin zu vermögen, daß sie diese Verbindung mit ihm und seiner Mutter aus gleichem Gesichtspunkte betrachten mögten, aber es gelang ihm nur bey wenigen. Die mehresten drangen ernstlich auf die Vollziehung der geschlossenen Verbindung mit der Gräfin von Hollstein, und

als Magnus so wenig als Hakon nachgeben wollten, versicherten sie, daß sie sich des von dem erstern erhaltenen Rechts bedienen und ihn fernerhin nicht für ihren König erkennen, sondern den Grafen von Hollstein, Heinrich den Eisernen, dazu erwählen würden.

Voll Verdruß und Verbitterung gieng die Versammlung aus einander. Magnus und Hakon beschlossen, ihren Plan mit Gewalt durchzusetzen und die schwedischen Patrioten machten sich dagegen den Vorsatz; nöthigenfalls sie mit Gewalt an der Ausführung desselben zu hindern. Die erstern sowohl, als die letztern trafen alle zu Erreichung ihrer Absicht ihnen nöthig scheinende Anstalten. Magnus sendete nach Dänemark, den König Waldemar um schleunige Unterstützung zu bitten, und die Patrioten nach Hollstein, von Heinrichen und seinem Bruder Rath und Hülfe zu verlangen.

Wir wagen es nicht die Empfindungen der trostlosen Elisabeth zu schildern, als sie jetzt Nachricht erhielt, daß des Ritters Niels Vorherverkündigung vollkommen eingetroffen wäre. Nur so viel müssen wir sagen, daß sie that, was getäuschte Liebe und verzweiflungsvoller Gram, über ihre vereitelte Hofnung, ihr eingaben.

Heinrich, dem gleich Anfangs Niels Vorherverkündigung wahrscheinlicher geschienen hatten, als seiner Schwester, hatte unmittelbar nach der Ankunft dieses Unglücksbotens auf seiner Burg, alle Einrichtungen getroffen, die er, wenn das, was Niels weissagte, wirklich geschehen würde, zu treffen für nöthig hielt. Schon waren vorläufige Befehle an alle Ritter und Dienstmännern der Grafen Heinrich und Klaus von Hollstein ergangen: sich zu rüsten, um nach der ersten Auffoderung sogleich im Felde erscheinen zu können. Heinrich wollte zwar den Angrif nicht machen, versprach aber den Abgesandten der Schweden, daß sie sich auf seine Hülfe sicher verlassen sollten, so bald sie derselben benöthigt seyn würden.

Waldemar sammelte auf Magnus Ansuchen ungesäumt ein Heer, das er ihm zur Hülfe sendete. Die erste That desselben war die Einnahme von Helsingburg, eine andere ein Einfall in Gothland, wo die sich wiedersetzenden Landesbewohner geschlagen wurden und achtzehnhundert derselben auf dem Platze blieben. Auch in andern Provinzen seines Reichs wüthete Magnus, von den Dänen unterstützt, als der ärgste Tirann. Das Murren über ihn wurde durch

diese Grausamkeiten immer allgemeiner und der Wenigen, die ihm bisher noch treu geblieben waren, immer noch weniger. Heinrich eilte dem bedrängten Lande zu Hülfe, und hielt die Dänen vom weitern Vordringen ab.

Hakon selbst nahm nicht Theil an den Grausamkeiten seines Vaters, im Gegentheil brach ihm sein Herz beym Anblick der eingerissenen Zerrüttung, und öfters strömten seine Thränen, über die Ströme Bluts, die die bedrückten Schweden unter den Schwerdstreichen, der, durch ihren eignen König in das Land gerufenen, Dänen vergossen. Er äusserte beydes, als einige Abgeordnete der schwedischen Reichsstände bey ihm ankamen.

Jetzt gnädigster Herr — sprach der Redner zu dem Könige — jetzt ist es Zeit zu beweisen, daß Euch gleiche Liebe für Schweden belebt, als dem König Euren Herrn Bruder, den allen wackern Schweden unvergeßlichen Erich.

Daß sie mich belebt — antwortete Hakon — würdet Ihr nicht bezweifeln, wenn Ihr in mein Herz blicken könntet; aber warum, edle Herren, verkennt ganz Schweden meine und meines Vaters gute Absichten. Des Reichs Ruhe zu sichern, verlobte ich mich mit der Prinzessin Margaretha und alles, was jetzt mein Herz bluten macht, würde nicht geschehen seyn, wenn

Ihr Euch dieser Verbindung nicht so heftig widersetzt hättet. Ihr konntet Friede haben und Schweden, Norwegen und Dänen würden nach wenigen Jahren mit brüderlichen Banden vereinigt gewesen seyn. Dies zu bewirken und Schweden auf den Gipfel der Höhe zu heben, entsagte ich der Gräfin Elisabeth von Hollstein, so schwer mir dies auch wurde, denn immer noch lebt ihr Bild in meinem Herzen.

„O daß sein Urbild auch an Eurer Seite lebte, dann wäre all das Unglück nicht über Schweden gekommen, unter dessen Last es jetzt erliegt, und Bürgerblut, das jetzt verödete Aecker düngt, flösse noch in Euch ergebenen Herzen. Auf gnädigster Herr, rettet Schweden! Bittet die edle Gräfin von Hollstein, Euch Euren Abfall von ihr zu verzeihn, bringt sie nach Schweden und gebt einem unglücklichen Reiche die Ruhe wieder, die Ihr ihm raubtet, wenn schon vielleicht wider Euren Willen!"

Und weshalb empört Euch die Verbindung mit der Erbin von Dänemark so sehr? Warum wollt Ihr sogar nicht auf den Vortheil Rücksicht nehmen, der Schweden aus der Vereinigung mit Dänemark erwachsen würde?

„Mit Norwegen wünschen wir Schweden vereinigt, aber mit Dänemark nie; und nie — verzeiht mir meine Kühnheit, gnädigster Herr,

aber was ich jetzt sage, ist Stimme der ganzen Nation — nie werden wir eine aus dänischem Königsstamme entsprossene Prinzessin auf unserm Throne dulden. Wir werden unsere Freyheit vertheidigen, so lange noch ein Tropfen Blut in unsern Adern rinnt, und diese uns so theure Freyheit wäre dahin, wenn Margaretha, angesteckt von den Grundsätzen ihres Vaters, auf dem schwedischen Throne säße. So wie jetzt Waldemar uns zu unterdrücken strebt, so würde dann auch Margaretha uns unterdrücken, würde vollenden was ihr Vater begann."

Unnöthige Furcht, die mich beleidigen muß. Glaubt Ihr, daß ich so schwach bin, von einem Weibe mich beherrschen zu lassen.

„O gnädigster Herr, einem listigen Weibe kann auch der Weiseste erliegen. König Magnus war zwölf Jahre lang ein guter und löblicher Regent, aber ein niedriger Schmeichler und ein Weib machten ihn zu einem Verderber des Landes, das er zu schützen gelobte. Er, der sonst sein Volk liebte, ruft jetzt selbst die Dänen ins Land um sogar seine wehrlosen Bewohner zu morden."

Herr Reichsrath, Ihr werdet allzu dreust und scheinet zu vergessen, daß Ihr mit dem Könige von Norwegen von seinem Vater und von seiner Mutter sprecht.

„Freilich, gnädigster Herr, geht Wahrheit nicht so glatt ein, als Schmeicheley und Lügen, aber nie werden sich die freien Schweden verwehren lassen, mit ihrem Könige oder mit dem, dem sie ihre Krone anbieten, ohne Rückhalt so zu sprechen, wie Wahrheitsliebe und Freyheitssinn es gebieten. Jetzt redeten wir wie Freunde zu einem Freunde, aber Ihr zwingt mich nunmehr, so mit Euch zu sprechen, wie es denen, in deren Händen sich die höchste Gewalt im Reiche befindet, gegen den, welchem sie aus freier Wahl einen Theil derselben übertragen wollen, erlaubt ist. Im Namen des ganzen Volks biete ich daher dem Könige von Norwegen die schwedische Krone an, wenn es ihm gefällig ist, sich mit der Gräfin Elisabeth von Hollstein zu verbinden, um in Gemeinschaft mit den mächtigen und tapfern Brüdern derselben; die Dänen aus dem Lande zu jagen, an dessen Marke sie lange genug ungestraft saugten. Gefällt dies seiner Majestät nicht, so wählen wir den Grafen von Hollstein, den großen Heinrich den Eisernen, zu unserm Könige, und diesem tapfern Fürsten wird es nicht schwer werden, ein Volk, das fest entschlossen ist, für seine Freyheit auch den letzten Blutstropfen zu vergiessen, von seinen Unterdrückern zu befreien."

Der Redner verbeugte sich und verließ dann, nebst seinen Begleitern, den König von Norwegen. Hakon war erschüttert und entschlossen. Ritter Herrman von Witzen, seit Niels Flucht sein Vertrauter, bemerkte den Kampf, der in seinem Innern vorgieng. Längst schon hatte er seinem Herrn rathen wollen: von der Verbindung mit Margarethen abzustehen; hatte dies aber nicht gewagt, weil er gleiches Schicksal wie sein Vorgänger fürchtete. Jetzt, glaubte er, sey es Zeit, frey zu sprechen.

Gnädigster Herr, wendete er sich zu Hakon — werdet Ihr Eurem unterthänigsten Diener verstatten, Euch, was seine wenige Einsicht Eurem Besten zuträglich glaubt, ohne Zurückhaltung mitzutheilen!

Hakon. Sprich frey, lieber Herrmann. Ein Mann, der mich vor wenig Augenblicken verlies, hat mich in eine Stimmung gesetzt, selbst die bittersten Wahrheiten anzuhören, ohne deshalb ungeduldig zu werden. Fasse dich aber kurz, denn meine Gedanken schweifen jetzt im ganzen Norden umher, daher ich, wenn Du viel Worte machtest leicht über diesen Worten den Sinn Deiner Rede vergessen mögte.

Herrmann. Ihr befehlt, gnädigster Herr, ich gehorche. Wollt Ihr nicht Gefahr laufen, Euch mit Norwegen allein begnügen zu müssen,

so gebt die Hofnug auf: König von Dänemark zu werden.

Hakon. Ein wenig deutlicher, mein Fassungsvermögen ist jetzt schwach.

Herrmann. Der Entschluß der Schweden ist fest: sie wählen Euch nur dann zu ihrem Könige, wenn Ihr Euch mit der Gräfin Elisabeth verbindet. Vergebens würdet Ihr Euch bemühen, Euch mit Gewalt der Waffen auf den Thron zu schwingen, denn wißt, gnädiger Herr, Männer, die für ihre Freyheit fechten, können nicht von Söldlingen besiegt werden.

Hakon. Von Söldlingen nicht, aber gewis von den tapfern Dänen.

Herrmann. O vor diesen zittern die, wenigstens eben so tapfere, Schweden nicht, zumahl da sie Euch doch nichts als Söldlinge wären, denn daß König Waldemar Euch seine Tochter und die Anwartschaft auf sein Reich eher geben würde, als bis Ihr wirklich König von Schweden wäret, dieser Gedanke, gnädigster Herr, sey fern von Euch. Vergönnt mir, Euch meine Vermuthung mitzutheilen, wie es dann gehen würde, wenn Ihr die Vorschläge, die Euch die Nation gemacht hat, nicht annähmt. Heinrich der Eiserne, der dann statt Eurer zum Könige gewählt würde, liesse weder Euch noch dem Könige von Dänemark Hofnung übrig, er-

was wider Schweden auszurichten. Ihr kennt die Macht dieses Mannes und seines Hauses, die Tapferkeit, die ihn und seine Krieger beseelt, und die Verträge, die ihn mit vielen deutschen Fürsten verbinden, Ihm und den verzweiflungsvoll fechtenden Schweden vermögtet Ihr und Waldemar nicht zu widerstehen. Gebt daher den Bitten des ganzen Reiches nach und thut, was die Ergebenheit Eures unterthänigsten Dieners Euch zu rathen wagt: opfert der unwahrscheinlichen Hofnung: Dänemarks Thron zu besteigen; nicht den wirklichen Besitz, der Euch angebotenen schwedischen Krone auf. Schweden und Norwegen sind groß genug, die Wünsche eines nicht unmäßigen Fürsten; zu befriedigen. Eure Unterthanen werden Euch lieben, wie Kinder ihren Vater und, gnädigster Herr, kann es ein größeres Glück geben, als der geliebte König eines freien und tapfern Volkes zu seyn?

Hakon. Ich danke Dir, lieber Herrmann für Deine Offenherzigkeit. Jetzt sey so gut mich meinen Gedanken allein zu überlassen. Sobald ich sie in Ordnung gebracht habe, werde ich Dich rufen lassen, um meinen unveränderlichen Entschluß, den Abgeordneten des, mir wahrlich theuern, schwedischen Volks zu hinterbringen.

Herrmann gieng, und in Hakon kämpfte Sucht nach Größe mit wieder neu entflammter

Liebe für die Gräfin Elisabeth, verbunden mit der Furcht: im Ringen nach Vergrößerung zu unterliegen und kleiner zu werden, als er jetzt war. Unmöglich konnte dieser Kampf lange dauren, da die Parteien so ungleich waren. Elisabeths Partey siegte nach wenig Minuten. Hakon eilte nun sogleich selbst in das Gemach seines Vertrauten.

Liebe für Elisabeth und Vaterlandsliebe — rief er ihm zu — haben den Sieg erhalten. Eile nun, lieber Herrmann, die Abgeordneten der Reichsstände zu mir zu entbieten und dann fliege zu Elisabeth, von ihr Vergebung zu erflehn und sie mir, wenn sie mir vergeben kann, eiligst zuzuführen.

Die Reichsräthe kamen und freuten sich über den Entschluß, den Hakon gefaßt hatte. Sie schworen ihm ewige Treue und foderten ihn auf, ohne Zaudern sein bedrängtes Reich zu retten. Hakon versprachs und rüstete sich, vergas aber auch nicht, zugleich die Angelegenheiten seines Herzens zu besorgen. Er sendete den Ritter Herrmann nach Hollstein, um die beleidigte Elisabeth wieder mit sich auszusöhnen.

Herrman kam glücklich auf Heinrichs Schlosse zu Plön an und Niels, der sich noch immer daselbst aufhielt, war die erste Person, welche er sah. Niels war ausgeritten gewesen und kehrte eben zurück als Herrmann nur noch einige Schritte von dem Schlosse entfernt war. Er erkannte ihn und rief ihm zu: willkommen Herr Ritter von Witzen! Habt Ihr vielleicht gleiches Schicksal mit mir gehabt und so frey gesprochen, daß Ihr dem Zorne des Königs Hakon entfliehen mustet? Aber laßt Euch das nicht kümmern, dem Grafen von Hollstein sind tapfre Leute willkommen.

Ihr irrt, Herr Ritter — antwortete Herrmann — zwar habe ich frey gesprochen, aber mein Herr und König zürnte deshalb nicht auf mich, im Gegentheil glaube ich etwas dazu beygetragen zu haben, daß Hakon sich einen Vorsatz machte, der sein und des ganzen Reichs Glück wieder herstellen wird. Freuet Euch, Herr Ritter, König Magnus ist abgesetzt und Hakon an seiner Statt zum Könige erwählt. Mich sendete er ab, diese erfreuliche Nachricht hieher zu bringen und für seine Verirrungen auf einige Zeit, von der Gräfin Elisabeth Verzeihung zu erflehn.

O so seyd mir noch einmahl willkommen, Bote des Glücks — rief Niels mit Ausdruck der grösten Freude aus — welche Wonne wird die edle Gräfin empfinden, wenn sie vernimmt, daß der abtrünnige Hakon wiederkehrt.

Ist es Euch möglich — erwiederte Herrmann — so bitte ich Euch, mich ohne Säumen zu der Frau Gräfin zu begleiten.

Das will ich — entgegnete Niels — um ihr nicht länger eine Nachricht vorzuenthalten, die alle ihre Leiden enden wird.

Hier, gnädiges Fräulein — sprach Niels zu Elisabeth, als er mit Herrman in ihr Gemach trat — hier bringt Euch der, welcher Euch einst ein Unglücksbote war, einen Boten der Freude. Sehet hier den Ritter Herrmann von Witzen, von Hakon, dem Könige von Norwegen und Schweden, an Euch, seine Geliebte, gesandt.

Elisabeth vermogte nicht zu antworten. Glühende Röthe überflog ihre Wangen, die der Kummer abgebleicht hatte. Ritter Herrmann nahete sich ihr und übergab ihr ein Schreiben von Hakon.

Les't dies, gnädiges Fräulein — sprach er — und befehlt mir, wenn ich Euch wieder sehen soll.

Ich werde es Euch sagen lassen; Herr Ritter — antwortete Elisabeth, und ihre zitternden Hände vermogten kaum, das ihr so theure Schreiben zu halten. Die Ritter giengen, und Elisabeth erbrach das Siegel.

Unsere Leser werden ohne Schwierigkeit den Inhalt dieses Schreibens errathen können, daher wir es nicht selbst mittheilen, sondern nur berichten wollen, welchen Eindruck es auf die Gräfin machte.

Hakons Abtrünnigkeit war nicht vermögend gewesen, die Liebe zu verlöschen, die für ihn in Elisabeths Herzen brannte. Geliebte entschuldigt man immer leicht, so wie man ihnen gern vergiebt. Elisabeth glaubte sogleich der Versicherung Hakons: daß seine Mutter ihn zur Untreue verleitet hätte; und war nicht abgeneigt, seine Bitte zu erfüllen und ihm die strafbare Nachgiebigkeit zu verzeihen. Zweifel: ob Hakon sie auch wirklich noch liebte und die Furcht, daß seine Nachgiebigkeit gegen seine Mutter ihr leicht wieder einen schlimmen Streich spielen könnte, dies war es, was ihr noch Sorge und Unruhe machte. Lange beschäftigte sie sich ganz allein mit ihren Gedanken, dann theilte sie sie Marien mit, die ihre erste Kammerfrau und zugleich ihre Vertraute war; denn eine Liebende

und

und besonders eine unglücklich Liebende muß jederzeit eine Vertraute haben, wie Euch theure Leser, wir wünschen jedoch, das letztere nicht aus Erfahrung, bekannt seyn wird.

Das Gespräch, welches nun zwischen der Gräfin Elisabeth und ihrer Marie entstand, und das wir nicht mittheilen wollen, um nicht zu weitläufig zu werden, machte sie zur Vergebung noch mehr geneigt, als sie schon ohnedies war.

Dem Ritter Herrmann, der indes zu Heinrichen gegangen war, um die Aufträge zu besorgen, die er von Hakon, und den Reichsständen an den Grafen erhalten hatte, dauerte dies Gespräch zu lange. Er wünschte, den Entschluß der Gräfin zu hören, zumahl da Heinrich ihn versicherte, daß von diesem auch der seinige abhängen würde. Kaum konnte er seine Ungeduld bezügeln, bis nach zwey Stunden ein Leibknappe kam und ihm bat, zu der Gräfin zu kommen. Er eilte in ihr Gemach.

Erlaubt mir jetzt, gnädiges Fräulein — sprach er beym Eintritte zu Elisabeth — Euch etwas zu sagen, das vielleicht Euren Entschluß beschleunigen kann. Von Euch hängt Schwedens Glück ab. O ich beschwöre Euch gebt es diesem so lange unglücklichen Reiche! Ganz

Schweden flehet Euch: erfüllt die Bitte seines Königs!

Elisabeth. Ich ehre die schwedische Nation, aber ihrem Glücke das meinige aufzuopfern, zu diesen Opfer, Herr Ritter, fühle ich mich nicht stark genug.

Herrmann. Nein, gnädiges Fräulein, was für Schweden Glück wäre, darf für Euch nicht Unglück seyn. Der Gedanke: auf dies ihr Glück zu gründen; ist fern von allen Euch verehrenden Schweden. Aber sollte in Eurem Herzen die Liebe zu meinem gnädigsten Herrn so ganz erstorben seyn, daß eine Verbindung mit ihm Euch unglücklich machen würde?

Elisabeth. Nein Ritter — ich schäme mich nicht es Euch zu gestehen — noch liebe ich diesem Ungetreuen so feurig, als je. Selbst damahls, als ich seine Untreue erfuhr, litten meine Empfindungen für ihn keinen Wandel, zwar blutete mein Herz, aber immer flammte noch heisse Liebe darinnen.

Herrmann. Und diese Liebe, sollte sie Euch nicht zur Vergebung auffodern?

Elisabeth. Das thut sie, Ritter, aber dagegen fodert auch mein Verstand mich zur Vorsicht auf. Ihr seyd ein Ritter, Herr von Witzen, und der Ruf nennt Euch einen Mann, der diesem Stande Ehre macht. Ungeheuchelte

Wahrheit zu sprechen ist eine der ersten Pflichten eines Ritters. Ich hoffe, daß Ihr diese heilige Pflicht erfüllen werdet und fodere Euch daher zur Beantwortung einiger Fragen auf, die meinen Entschluß bestimmen werden.

Herrmann. Bey meiner ritterlichen Ehre schwöre ich Euch, gnädiges Fräulein, Wahrheit zu reden, wie es einem Ritter zukömmt.

Elisabeth. So beantwortet mir zuerst die Frage: ob Hakon mich noch liebt?

Herrmann. So zärtlich, als ein Mann seine Braut nur lieben kann. Seine Liebe zu Euch erlosch nie, ein anderes Feuer, das Ehrgeiz in ihm anfachte, dämpfte ihre Flamme nur auf einige Zeit. Hört einen Beweis! Ehe er noch den Bitten, der an ihn abgesandten Reichsräthe nachgab, sprach er zu ihnen: „um das Glück des Reichs zu befördern und Schweden zu einer Höhe zu erheben, die es noch nie erreicht hat, entsagte ich der Gräfin von Hollstein, so schwer mir dies auch wurde, denn immer noch lebt ihr Bild in meinem Herzen." Dies Geständniß, das nothwendig Ausdruck seines Gefühls seyn muste, da sich keine Nebenabsicht denken läßt, die ihn hätte dazu verleiten können, muß alle Eure Zweifel widerlegen.

Elisabeth. Ich danke Euch, Herr Ritter. Ja Ihr habt meinen Zweifel durch die Wiederholung dieser mir so theuren Worte widerlegt, gelingt es Euch eben so wohl, eine Furcht die mich quält zu verbannen, so ist mein und, wie Ihr sagt, auch Schwedens Glück gegründet.

Herrmann. O zaudert nicht, gnädigstes Fräulein, mir die Ursache dieser Furcht anzuzeigen, denn ich hoffe, es wird mir nicht schwer werden, sie von Euch zu scheuchen.

Elisabeth. Ehe noch Hakon eine Zeitlang an meiner Seite lebte, nannte mir das Gerücht zu wenige Festigkeit und allzugroße Nachgiebigkeit gegen seine böse Mutter, als seinen Fehler. Als ich den liebenswürdigen Hakon selbst hatte kennen lernen, glaubte ich: das Gerücht hätte ihm zuviel gethan; und bezweifelte, daß ein Mann, welchen ich so ganz ohne Mängel fand, nur den geringsten haben könnte. Nach seiner Rückkehr nach Schweden wurde mir dieser Zweifel, zu meinem grösten Schmerze, benommen. Sagt mir daher aufrichtig, Herr Ritter, ob ich von Hakons Gefälligkeit gegen seine Mutter, nicht von neuem Stöhrung meines Glücks zu befürchten haben werde. Wäre dies: so mögte es zertrümmert bleiben, denn besser, ich traure jetzt über mein dahin geschwundenes Glück noch eine Zeit lang, als daß ich mich durch täuschenden

Schein seiner Rückkehr verführen lasse, mich auf ewig unglücklich zu machen.

Herrmann. Seyd ohne Sorgen, edle Gräfin, habt Ihr Hakons vortrefliches Herz erst ganz in Euren Händen, so vermag die Königin Blanka gewis nichts mehr über ihn. Hakon ist nur schwach, aber gestärkt durch Euch würde er sich keiner einzigen tadelnswürdigen Handlung schuldig machen. Gelänge es der Königin Blanka ja, schädliche Eindrücke, auf dies weiche Herz zu machen, so würde es Euch doch nicht schwer werden, sie sogleich wieder zu verlöschen; und überdies wird Blanka nun bald allen Einfluß auf Hakon und die Angelegenheiten des schwedischen Reichs verlieren.

Hakon hatte an der Liebe eine zu gute Fürsprecherin, als daß Elisabeth ihm nicht hätte vergeben sollen. Ihren Zweifel wegen der seinigen hatte der Ritter Herrmann gehoben und Liebe und Hofnung verscheuchten die Furcht, welche zu verbannen dem Ritter nicht ganz gelungen war. Die schöne Gräfin vergas und vergab die Untreue Hakons und gab dem Ritter Herrmann die Versicherung, daß sie Königin von Schweden werden wollte.

Des andern Morgens verlies der Ritter Heinrichs Schloß wieder und eilte, seinem Herrn

sein Glück zu verkündigen. Elisabeth beantwortete Hakons Schreiben, sagte darin, daß sie sich ihm ganz hingäbe, konnte aber dennoch nicht unterlassen, hinzuzusetzen, daß er ihre Bitte: die Königin Blanka, die sie jetzt zum zweitenmahle thäte, nicht wieder unerfüllt lassen mögte.

Um seinen Schwager noch thätiger beyzustehen, als er bisher schon den bedrängten Schweden beygestanden hatte, sammelte Heinrich ein ansehnliches Heer und führte es nach Schweden; wo er sich mit Hakons Völkern vereinigte. Hakon erfuhr, daß sein Vater nur mit wenigen Kriegern nicht fern von Calmar stand und die schwedischen Heerführer so wohl als Heinrich der Eiserne, foderten ihn auf, Magnus kleine Schaar zu umzingeln und ihn selbst gefangen zu nehmen. Hierdurch, meinten sie, könnte den Unruhen, die Schweden entvölkerten, mit einem mahle ein Ende gemacht werden. Hakons kindliche Liebe bestritt zwar die Ausführung dieses Vorschlags, wurde aber bald von der Liebe zu seinem Volke besiegt. Er grif die Schaar seines Vaters an, war so glücklich ihn wirklich in seine Gewalt zu bekommen und bat den Grafen Heinrich, der diesen Streich, an

welchem Hakon weiter keinen Theil nahm, als daß er seine Einwilligung dazu gab, ausgeführt hatte, den gefangenen König auf das Schloß Calmar in sichere Verwahrung zu bringen.

Die Hofnung: durch Magnus Gefangennehmung den Krieg zu enden; wurde jedoch nicht erfüllt. Waldemar, bestürmt von der Königin Blanka, ließ sich von den sich ihm entgegen stellenden Hindernissen nicht abhalten, seinen Plan weiter zu verfolgen, sondern bot alle seine Macht auf, um eine glückliche Vollendung desselben zu bewirken. Sich ihm und denen, die noch Magnus Partey nahmen, mit größerer Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs widersetzen zu können, verbanden sich Hakon und Heinrich mit dem Herzoge von Mecklenburg und den Hanseestädten. Diese vereinigten Mächte brachten ein zahlreiches Heer und eine beträchtliche Flotte auf, mit welcher sie den König von Dänemark in seinem Lande angriffen. Einstimmig wurde Heinrich zum Anführer des Heeres und der Flotte ernannt.

Wir wollen die Vorfälle dieses Kriegs nicht erzählen, da wir unsere Leser ohne dies schon vielleicht zu lange mit traurigen Dingen unterhalten haben. Wir setzen daher blos noch hinzu, daß nach einem Jahre ein Friede zu Stande kam, von dessen Artickeln nur ein einziger auf unsere

Geschichte Einfluß hat. Er bestand in der Freylassung des Königs Magnus, der bis dahin in Calmar verhaftet saß.

Gleich nach geschlossenem Frieden wurde Hakon zum Könige von Schweden gekrönt. Sein Wille war, nun selbst nach Hollstein zu gehen, um sich mit seiner Elisabeth zu verbinden, allein die Reichsräthe baten ihn, sein Reich nicht zu verlassen, damit nicht vielleicht in seiner Abwesenheit des Königs Magnus List neue Unruhen anstiftete. Hakon blieb lange unschlüssig, wiederholte Bitten vermogten ihn aber endlich, an seiner Statt den Ritter Herrmann von Witzen nach Hollstein zu senden, um die Vermählungsceremonie mit der Gräfin Elisabeth zu vollziehen. Auf Heinrichs Schloße zu Plön wurde die Gräfin dem Könige Hakon in der Person seines Bevollmächtigten angetraut, der sie zugleich zur Königin von Schweden und Norwegen erklärte. Die Festlichkeiten, womit ihre Brüder dieses frohe Ereigniß begiengen, hielten die Gräfin noch auf einige Zeit in Plön zurück. Spät im Jahre um die Zeit wenn Tag und Nacht sich gleichen, gieng sie endlich zu Schiffe, um nach Schweden zu seegeln.

Es wird Euch, theure Leser, nicht unbekannt seyn, daß um die Zeit da Tag und Nachtgleichen gewöhnlich Stürme auf dem Meere wüthen. Man hatte dies auch der Königin Elisabeth gesagt, aber Ungeduld, ihren Hakon zu sehen, erlaubte ihr nicht der Warnung seekundiger Leute zu folgen, bald aber bereuete sie, es nicht gethan zu haben.

Kaum war das Schif, das die Grafen von Hollstein mit königlicher Pracht ausgerüstet hatten, aus der Trave in die See gelaufen, als ein fürchterlicher Sturm entstand. Alle Bemühungen der Schiffer, wieder in die Mündung der Trave zurückzukehren, war vergebens, der Sturm zerris die Segel, zerbrach die Ruder und verschlug das Schif an die dänische Küste. Mit großen Freuden verkündigte jetzt der Steuermann dem Ritter Herrmann, daß sie sich nicht weit von dem kopenhagner Hafen befänden, und daß das Meer anfienge, wieder ruhiger zu werden. Sobald es sich ganz beruhiget hat — setzte er hinzu — will ich das Boot aussetzen, um von Kopenhagen Hülfe zu holen. Wir müssen uns in diesen Hafen lootsen lassen, damit wir unser gewaltig beschädigtes Schif wieder ausbessern können.

Der Ritter Herrmann hinterbrachte diese Nachricht der Königin die dadurch in das größte Schrecken gesetzt wurde.

Gott sey uns gnädig — rief sie aus — Wir würden uns besser befinden, wenn uns der Sturm, statt an die dänische Küste, an die barbarische verschlagen hätte. Nein, Ritter, unmöglich kann ich mich meinem ärgsten Feind selbst in die Hände liefern. Wäre es nicht möglich, daß wir nach Travemünde zurückkehren könnten?

Wollte Gott, das wir es könnten — erwiederte der Ritter — aber, gnädigste Frau, es bleibt uns keine Wahl übrig, als daß wir entweder in Dänemark ans Land steigen oder uns darein ergeben, in der Ostsee unsern Tod zu finden, denn der Schiffer hat mich versichert, daß das Schif kaum noch einige Stunden See halten kann.

Rettet Euch und alle, die sonst auf dem Schiffe sind, ich aber will mich meinem Schicksale ergeben und lieber den Tod in den Wellen finden, als Schmach, vielleicht auch den Tod selbst, von Waldemar erdulden zu müssen — erwiederte Elisabeth.

Verzeiht, gnädigste Frau — entgegnete Herrmann — Eure Furcht geht zu weit. Waldemar wird die Gesetze der Gastfreundschaft, die

Pflichten, die er uns allen, als Unglücklichen, und die Achtung, die er der Königin von Schweden und Norwegen schuldig ist, nicht ganz vergessen.

Viele Mühe kostete es dem Ritter Herrmann, ehe er die Königin Elisabeth dahin vermogte, das Schif nach Kopenhagen bringen zu lassen, noch mehrere aber, sie, als sie daselbst angekommen waren, zum Aussteigen zu bereden. Sie wollte durchaus in dem Schiffe bleiben, bis sie sich endlich wider ihren Willen genöthigt sahe, ans Land zu gehen, weil das Schif umgelegt werden muste. Ehe sie sich noch dazu entschloß, fragte sie dem Ritter Herrmann: ob es nicht möglich wäre, den Dänen zu verbergen, wer sie wäre.

Nein, gnädigste Frau — antwortete dieser — Ehe wir noch ans Land gehen dürfen, werden uns die Dänen fragen; wer wir sind. Sie durch eine Erdichtung hintergehen zu wollen, würde uns nicht gelingen und gesetzt es gelänge uns, so würde es uns doch eher schaden als nützen. Die Dänen würden bald entdecken, daß wir sie hintergangen hätten, und dann thäte Waldemar vielleicht, was er außerdem nicht wagen würde zu thun, wenn die Königin von Schweden zu ihm sendet und ihn um freundschaftliche Aufnahme und um Erlaubniß bitten läßt: ihr be-

schädigtes Schif in dem Hafen seiner Residenz wieder ausbessern zu lassen. Waldemar hat sich zwar immer als ein Feind Schwedens, aber noch nie als ein unedler Mann gezeigt, und das müste er seyn, wenn er das Zutrauen, das Ihr zu ihm durch freywillige Ueberlieferung in seine Gewalt äußertet, mißbrauchen wollte. Dagegen müste es ihn beleidigen und Euch selbst könnte es in Verlegenheit setzen, wenn Ihr als eine Andere, als die Königin von Schweden in Dänemark aufträtet. Als diese Euch zu beleidigen, darf und wird Waldemar nicht wagen.

Nach langem Nachdenken sprach Elisabeth zum Ritter Herrmann: ich weis mir selbst nicht zu rathen und will daher thun, was Euch, Herr Ritter, das Beste scheint.

So gleich wurde ein Bote an Waldemar abgesandt, welchem bey seiner Zurückkunft Abgeordnete von Waldemar an die Königin von Schweden folgten. Der König lies ihren Unfall bedauren und sie nach Kopenhagen einladen. Er empfing sie mit den größten Ehrenbezeugungen und wies ihr und ihrem Gefolge in seinem Schlosse Zimmer an. Selbst Margaretha, so wenig auch dies Elisabeth sich versehen hatte, bezeigte sich gegen sie achtungsvoll und freundschaftlich. So vergingen einige Tage, bis der Führer von Elisabeths Schiffe dem Ritter Herrmann melde-

te: daß es zum Absegeln bereit läge. Heut noch, Herr Ritter, wenn Ihr wollt — sprach er zu ihm — können wir in die See stechen.

Freudig verkündigte Herrmann diese angenehme Nachricht der Königin, die sich schon oft selbst, über ihr schlimmes Zutrauen zu Waldemar, bittere Vorwürfe gemacht hatte, da er sich doch jetzt so freundschaftlich und königlich gegen sie bezeigte. Sie sendete einen ihrer vornehmsten Diener zu ihm, ihn um Erlaubniß zu bitten: sich heut noch bey ihm beurlauben zu dürfen und ihm für seine Gastfreundschaft und die ihr und den Ihrigen erwiesene Ehre zu danken, weil sie morgen abreisen wollte. Waldemar gab dem Abgeschickten weiter keine Antwort, als daß er gleich selbst die Ehre haben würde, zu der Königin zu kommen und kaum hatte dieser Waldemars Antwort hinterbracht, als schon ein anderer Diener in Elisabeths Zimmer trat, um ihr dessen Ankunft zu melden.

Unmöglich, gnädige Frau — redete Waldemar die Königin an — unmöglich kann ich zugeben, daß Ihr morgen schon abreisen wollt. Freilich wird Ungeduld Euch auffodern, in die Arme Eures Gemahls, zu eilen, aber Euer Freund Waldemar bittet Euch, sie noch eine kurze Zeit zu bezähmen.

Nein, gnäd'gste Herr — erwiedert Elisabeth — ich kann die Menge der Verbindlichkeiten, die ich Euch schon schuldig bin, nicht vergrößern.

Ich bitte Euch, Frau Königin — entgegnete Waldemar — sprecht von keinen Verbindlichkeiten. Ich that weiter nichts, als was Pflicht auch gegen jeden andern mir geboten hätte, wie viel mehr war ich es einer Dame schuldig, die der allgemeine Ruf mir schon längst zu verehren befahl. Ich würde keinem Versuch machen wollen, Euch von dem Genusse des Glücks dem Ihr entgegen eilt, zurück zu halten, aber freundschaftliche Sorgfalt will es. In der jetzigen Jahreszeit darf niemand ohne Gefahr des Lebens sich in das Meer wagen; und Euer Herr und Gemahl, so sehnsuchtsvoll er Euch auch erwarten mag, wird es selbst nicht wünschen, daß Ihr Euch namenlosen Gefahren Preis gebt. Ich bitte Euch, weilt noch ein wenig in den Armen der Freundschaft, bis diese gefahrvolle Zeit vorüber ist und gebt Euren Entschluß auf: mich schon morgen zu verlassen! denn die See geht hohl und morgen oder übermorgen werden wir einen Sturm bekommen, so fürchterlich als der, welcher Euch an die Küsten meines Reichs verschlug.

Dieser Meinung war auch der Schiffer und die Erinnerung der Angst, die Elisabeth bey jenem Sturme, der sie hier nach Kopenhagen trieb, ausgestanden hatte, bewegte sie zu einem Entschlusse, zu welchem Waldemars Bitten sie nicht vermogt haben würden. Sie versprach, noch einige Tage zu bleiben und freuete sich, es gethan zu haben, als am andern Morgen ein schrecklicher Sturm das Meer wogte. Immer gleich furchtbarer daurte er drey Tage lang und auch nach Verlauf derselben war das Meer noch so unruhig, daß kein Schiffer sich auf seine stürmenden Wellen wagte.

So vollkommen auch Elisabeth mit Waldemars Betragen gegen sie zufrieden seyn muste, so unzufrieden war sie hingegen, daß sie an seinem Hofe so lange zurück gehalten wurde; doch suchte sie sich, so viel als möglich, zu beruhigen, da sie wider die empörten Elemente nichts ausrichten konnte.

Waldemar besuchte sie jetzt täglich und gewöhnlich des Tages mehr als einmahl, wenn nicht, ihr zu Ehren angestellte, Lustbarkeiten dies verhinderte. Er betrug sich so gut und edel, daß Elisabeth den, welchen sie noch kurz zuvor verachtete und fürchtete, jetzt schätzte. Nur etwas mißfiel ihr an ihm. Er schien mehr als Achtung und Freundschaft für die Königin zu empfinden,

und seine Augen schossen bisweilen Blicke auf sie, die sie kaum zu ertragen vermogte und welche sie für ihre Sicherheit zittern machten. Entzückende Freude empfand daher Elisabeth, als ihr eines Tages der Schiffer die Nachricht brachte: das Meer wäre so ruhig und der Himmel so heiter, daß sie ihre Reise ohne einen neuen Sturm fürchten zu müssen, antreten könnte.

Elisabeth nahm gleich nach dieser erhaltenen freudigen Botschaft Abschied von Waldemar. Mit gerührtem Herzen dankte sie ihm für seine Gastfreundschaft und alle ihr erzeigte Gefälligkeiten, und Waldemar machte keinen Versuch, sie länger zurück zu halten, ob er gleich lächelnd zu ihr sprach:

Ich wünschte, gnädige Frau, daß der Streit der Elemente noch länger gedauert hätte, damit ich der Ehre Euer mir so schätzbaren Gegenwart nicht so bald wieder beraubt worden wäre.

Als Elisabeth schon, mit anbrechendem Morgen, im Begriffe war, sich auf das Schif zu begeben, kam ein Bote von demselben, mit einer Nachricht, welche ihre Abreise abermahls verzögerte, ohne voraus sehen zu können, auf wie lange Zeit. Ein dänisches Schif — meldete dieser Unglücksverkündiger — das während der Nacht in den Hafen eingelaufen wäre, hätte

te an Elisabeths Schif gestossen, und es unglaublich beschädigt.

Ritter Herrmann eilte sogleich selbst nach dem Hafen und foderte die Schiffer auf, den Schaden so bald als möglich zu verbessern, und Waldemar gab ebenfalls Befehl, den hollsteinischen Schiffern ungesäumt alles verabfolgen zu lassen, dessen sie benöthiget seyn würden. Er gieng hierauf zur Königin Elisabeth, die er in hohem Grade mißvergnügt fand, versicherte ihr, daß er den ihrem Schiffe begegneten widrigen Vorfall beklage, wenn schon Eigennutz und Geizen nach längerem Genusse ihrer Gegenwart, ihn verleite, sich darüber zu freun. Wetter und Zufälle sind mir günstig — setzte er hinzu.

Waldemar verweilte lange bey der Königin, er sprach viel mit ihr, und doch schien es, als ob er ihr noch nicht alles gesagt hätte, sondern ihr etwas entdecken wollte, daß sein Herz drückte und das er ihr blos deswegen verhehlte, weil er nicht wagte, es ihr zu sagen. Er öfnete öfters den Mund, ohne zu sprechen, sprach bisweilen einige Worte, stockte dann wieder und reihete an diese Worte andere, von denen es der Königin schien, als ob sie mit jenen, die seinen Lippen vorher entschlüpften, nicht zusammen hiengen. Unruhig verlies er endlich Elisabeth,

die wegen seines räthselhaften Benehmens ebenfalls unruhig wurde.

Den andern Tag kam er wieder zu ihr, und in allen seinen Handlungen und Worten zeigte sich auch jetzt so viel Unerklärliches als gestern. Bisweilen ergrif er Elisabeths Hand, drückte sie an seine Lippen und ein langer, tiefer Seufzer stahl sich aus seiner Brust hervor. Er stand oft von seinem Platze auf, setzte sich aber immer bald wieder nieder; es schien zuweilen als ob er gehen wollte, und doch blieb er immer. Ungewöhnlich lange hatte er diesmahl bey Elisabeth verweilt, schon war Mitternacht nahe und er verlies sie noch nicht. Dreymahl seufzte er jetzt tief und dann begann er:

Nein, gnädige Frau, länger kann ich nicht in meinem Herzen verschliessen, worüber es zu brechen drohet. O warum muste ein unglücklicher Zufall Eure Abreise verhindern! Wärt Ihr damahls abgereist, so hättet Ihr den König Waldemar vielleicht als Euren Freund geschätzt, da Ihr nun über ihn zürnen werdet, weil er Euch nicht länger zu verhehlen vermag, daß mehr als blose Freundschaft und Achtung in seinem Herzen glühet. Ihr erröthet, Frau Königin, aus Euren Augen blitzt Zorn! Aber, wahrlich, es wäre ungerecht von Euch, deshalb auf mich zu zürnen, daß ich von namenlosen Reizen, die kei-

nen Sterblichen ungerührt lassen können, gefesselt wurde. Sie täglich bewundern zu müssen, ohne von ihnen zur Liebe entflammt zu werden, dies, gnädige Frau, war bey der grösten Wachsamkeit über mein Herz unmöglich. Vernehmt demnach das Geständniß der feurigsten Liebe von mir, aber einer Liebe, die eben so rein, als zärtlich ist. Ich biete Euch mein Herz, meine Hand und meinen Thron an, und für mein Glück bliebe nichts zu wünschen übrig, wenn es Euch, gnädige Frau, gefiele, diese Anerbietung nicht zu verschmähen.

Waldemar schwieg und Elisabeths Busen durchkreuzten der Empfindung zu mancherley, als daß es ihr möglich gewesen wäre, ihm so gleich zu antworten. Zorn, beleidigte Sittsamkeit, Achtung für Waldemar Mitleiden mit ihm und Furcht: daß die Art wie er sich vorher gegen sie betragen hatte, blos Verstellung gewesen wäre — diese gemischten und zum Theil einander so ganz entgegen gesetzten Gefühle waren es, die ihr Herz bis zum Zerspringen füllten. Sie hatte lange Zeit nöthig, ehe sie sich so weit sammeln konnte, als nöthig war, um Waldemar eine Antwort zu geben.

Gnädigster Herr — sprach sie endlich — strafbare Leidenschaft scheint Euch vergessen zu lassen, was Ihr der Gemahlin des Königs von Norwegen schuldig seyd. Doch ich will Euch nicht einmahl hieran erinnern, nur die Pflichten, die Euch gegen einer Frau, die sich mit voller Zuversicht in Eure Arme warf, obliegen, nur diese erlaubt mir in Euer Gedächtniß zurück zu rufen, aus welchem aufgeregte Leidenschaft sie verdrängt zu haben scheint.

Um Eurer und meiner Ruhe, um meines guten Rufes willen, beschwöre ich Euch: verlaßt mich unverzüglich und sehet mich nicht eher wieder, als in dem Augenblicke, wenn ich von Euch scheide, um zu Schiffe zu gehen.

Sagt den schäumenden Wogen, sie sollen sich legen, und dies würde eben so wenig geschehen können, als ich erfüllen kann, was Ihr von mir verlangt — antwortete Waldemar — Nein, gnädigste Frau, ich kann Euch nicht verlassen und gehe ich ja, so geschieht es nur, um bald wieder zu kommen und Euch so lange zu flehen, bis Ihr meine Bitte erfüllt und mein Herz, meine Hand und meinen Thron, so ich Euch anbiete, anzunehmen versprecht. Ihr liebt den König von Norwegen mit voller Zärtlichkeit, und als Mann kann sich freilich der älternde Waldemar mit dem blühenden Hakon

nicht messen, dagegen fühlt er aber für Euch das wirklich, was Hakon nur zu fühlen heuchelt. Wisset, Frau Königin, Hakon liebte Euch nie, und jetzt liebt er Euch weniger als jemahls. Er warb blos zum zweitenmahle um Eure Hand, weil er ohne sie den schwedischen Thron nicht erlangen konnte. Möglich, gnädige Frau, daß Ihr, was ich Euch da sagte, für eigennützige Erdichtung meiner Liebe haltet, aber ich schwöre Euch, daß es Wahrheit ist!

Ihr irrt Herr König — erwiederte Elisabeth — wenn Ihr glaubt, daß ich mich so leicht täuschen lasse. Nein fest bin ich überzeugt, daß mein Herr und Gemahl, der König Hakon von Schweden und Norwegen, keiner Heucheley, am wenigsten einer so strafbaren, als Ihr ihn zeihet, fähig ist. Der Festigkeit dieser Ueberzeugung kömmt nur diese bey, mit welcher ich glaube, daß Eure Behandlung gegen mich Verstellung war, unter welcher Ihr die Tücke verbargt, die Euer Herz gegen mich hegt.

Scheltet und schmähet mich wie Ihr wollt — entgegnete Waldemar — Ich sahe diesen Sturm voraus, und ob gleich Eure Worte mein Herz durchbohren, so sind sie doch nicht vermögend, die Liebe zu vermindern, die Ihr in demselben angezündet habt. Ich gehe. Mor-

gen, wenn Ihr ruhiger seyd, sehe ich Euch wieder.

Nein Ihr sollt mich nicht wieder sehen — rief Elisabeth zornig — In mein Gemach werde ich mich verschliessen, bis ich es mit dem Schiffe verwechseln kann.

Waldemar gieng und Elisabeth warf sich halb sinnlos auf ihr Ruhebette, ohne selbst zu wissen, ob sie wachte oder träumte. Nach einiger Zeit als sie wieder ein wenig ruhiger geworden war, schüttete sie ihren Gram vor ihrer Maria aus und durchflocht ihre Reden mit Verwünschungen wider den tückischen, treulosen Waldemar. Der Schlaf flohe sie und Maria wachte mit ihr. Diese stimmte ihren Verwünschungen bey, versuchte aber doch, sie zu beruhigen und als endlich der Sturm, der in Elisabeth tobte, sich gelegt hatte, fieng Maria an, eine Sprache zu führen, die von der vorigen ganz verschieden war.

Aufrichtig, gnädigste Frau — begann sie, — seyd Ihr gegen den König Waldemar allzusehr aufgebracht. Kann es Euch verwundern, daß Ihr Liebe in ihm anfachtet, da dies bey jedem Manne, der so lange wie Waldemar Beobachter und stiller Bewunderer Eurer Reize gewesen wäre, der nämliche Fall gewesen seyn würde? Konnt Ihr zürnen, daß Waldemar

Euch endlich entdeckte, was er Euch so lange, gewis mühsam, verbarg? Er besiegte seine Leidenschaft, er ließ Euch abreisen und verschloß sie in seinen Busen. Eure Reise wurde verhindert, Ihr bliebt, und immer noch kämpfte Waldemar mit seiner Leidenschaft, bis nach langem nutzlosem Kampfe sein Mund übergieng, was sein Herz voll war.

Elisabeth. Schweig Maria! Willst Du des strafbaren Waldemars Schutzrednerin werden? Einen Mann rechtfertigen, der mich und meinen Gemahl gröblich beleidigte. Nicht einmahl den Gedanken: daß Untreue gegen Hakon mir möglich wäre, hätte er zu äußern wagen sollen. Schon dieser verdient meinen Zorn.

Maria. Gnädigste Frau, einem Liebenden muß man verzeihn, wenn er außer der Stimme seiner Leidenschaft keine andere hört. Ich will nicht Waldemars Schutzrednerin werden, aber seine Fürsprecherin, damit Ihr, gnädige Frau, ihn nicht ungehört verdammt.

Elisabeth. Noch einmahl schweig! damit Du nicht so strafbar wirst, als Waldemar selbst.

Maria. Ich bitte Euch, gnädigste Frau, laßt aufbrausenden Zorn Euch nicht zur Ungerechtigkeit verleiten, Waldemar, dem Ihr,

ob er Euch gleich jetzt beleidigte, doch für seine Gastfreundschaft und die Unterstützung in Eurer Verlegenheit Dank schuldig seyd, hätte vielleicht seine Liebe auf ewig in seinem Herzen verschlossen, wenn ein Gerücht, das sich allgemein verbreitet hat, nicht die Hofnung in ihm belebt hätte, daß sie vielleicht befriedigt werden könnte. Längst schon reizte mich meine Ergebenheit für Euch, das furchtbare Gerücht Euch mitzutheilen, immer aber hielt mich der Gedanke zurück, daß es zu nichts dienen würde, als in Euch den Wunsch: geschehene Dinge ungeschehen machen zu können; zu erregen. Jetzt hat sich die Lage der Dinge verändert. Was Euch vor kurzer Zeit nachtheilig seyn würde, kann Euch jetzt nützlich seyn. Erlaubt mir daher zu sprechen.

Elisabeth. Sprich oder schweige, wie es Dir gut dünkt.

Maria. So wisset dann, das allgemeines Gerücht versichert: in Hakons Busen sey alle Liebe für Euch erstorben, und es würde ihm nie in den Sinn gekommen seyn, um Euch, deren Besitz er schon einmahl verschmähete, von neuem zu werben, wenn nicht die schwedische Nation es zu einer ausdrücklichen Bedingung gemacht hätte, daß Hakon wenn er ihren Thron besteigen wollte, sich mit Euch vermählen mü-

sie. Wäre dieses Gerücht wahr, so würdet Ihr zwar Königin von Schweden, aber eine unglückliche Gattin werden, und — o gnädige Frau — der blose Gedanke hieran macht schon das Herz Eurer ergebenen Dienerin bluten und hindert, sie weiter zu reden. Ihr erlaubtet mir sonst, Euch zu rathen, verstattet mir auch jetzt, Euch einen Rath zu geben, der aus treuem Herzen fließt. Ihr habt mir gesagt, daß Ihr den König Waldemar hochachtetet, und wirklich hat sich auch dieser Herr, den Ihr allerdings Ursache hattet, für Eurem Feind anzusehen; Eure Achtung würdig bewiesen. Weiset daher seine Anträge nicht ganz von Euch weg, zögert aber, ihm eine bestimmte Antwort zu geben bis Ihr erforscht habt, ob das Gerücht, das ich Euch bekannt gemacht habe, wahr oder falsch ist.

Elisabeth. Mädchen, Deine Reden sind unbegreiflich! Hat Dich Waldemar zur Mitarbeiterin an seinem schändlichen Plan gemacht?

Maria. Dafür behüte mich Gott, daß ich etwas thun sollte, das meiner gnädigsten Gebieterin zuwider wäre. Nein, ich spreche aus freier Willkühr, nicht von Waldemar gedungen, aber was ich sagte, dazu fodern Gewissen und Pflicht mich auf, so wie sie mir gebieten, hinzu zu setzen: daß Ihr, wenn Hakon wirklich um Liebe

heuchelt, weislicher thun würdet, die Anträge Waldemars anzunehmen, da dieser gewis Euch wirklich liebt.

Elisabeth. Schweig Verrätherin! Nicht länger will ich Waldemars Erkaufte hören!

Maria. Und solltet Ihr mich wirklich für eine Verrätherin, für erkauft von Waldemar halten, und mich als eine solche bestrafen, so erlaubt mir doch meine Ergebenheit für Euch nicht eher zu schweigen, als bis ich geredet habe. In Absicht auf irdische Größe verliert Ihr nichts bey dem Tausche Waldemars gegen Hakon. Jener ist ein eben so mächtiger König, als dieser, und, gegen Erlegung einiger tausend Mark Silbers, die Waldemar mit Freuden nach Avignon senden würde, würde der heilige Vater nicht anstehen, die Bande zu lösen, die Euch an Hakon binden.

Elisabeth. Hinweg von mir Teufel, der mich zur Sünde verleiten will!

Nach diesen Worten, welche Elisabeth voll des größten Zorns ausstieß, hielt Maria nicht für gut, länger bey ihr zu bleiben, von fürchterlicher Unruhe gequält ließ sie sie allein. Die Königin wußte nicht, was sie von Marien halten sollte; so wie überhaupt die Begegnisse der zuletzt verflossenen Stunden Ihr unerklärbar war. Zu zweifeln, daß Hakon sie wirklich liebte, war ihr

unmöglich, doch machte es ihr allerdings Unruhe, daß, wie Maria ihr versicherte, das allgemeine Gerücht sagte; er hätte nur ihre Hand blos aus Liebe zur schwedischen Krone geworben. Sie war des festen Glaubens, daß ein Gerücht nie ganz ohne Grund wäre und der Gedanke: daß nur irgend eine Nebenabsicht Hakons Wahl geleitet haben könnte, war ihr unerträglich. In der Aufwallung der ersten Hitze hatte sie Marien für die Theilnehmerin an Waldemars Anschlage gehalten, aber ein Rückblick auf die Treue, die dies Mädchen unwandelbar gegen sie bewiesen hatte, änderte ihre Meinung. Sie fing an zu glauben, daß wirklich ein solches für Hakon und ihre Ruhe so nachtheiliges Gerücht sich verbreitet hätte, und der namenloseste Kummer war die Folge dieses Glaubens. Unter Thränen und Jammer verwachte sie die Nacht und noch nie hatte sie dem Anbruche des Morgens so entgegen gebangt. Er erschien, mit ihm Maria.

Verzeih, liebes Mädchen — sprach Elisabeth zu dieser — daß gestern Unruhe und Betäubung mich gegen meine getreue Maria ungerecht machten. Du hast mir schreckliche Dinge gesagt, die ich nicht glauben kann.

Wollte Gott, gnädigste Frau — antwortete Maria — daß es Unwahrheiten gewesen wären. Gern hätte ich sie Euch verborgen, aber

besser Ihr erfuhrt sie jetzt, als wenn Ihr sie erst dann erfahren hättet, wenn Ihr schon in Schweden gewesen wäret. Sucht die Wahrheit dieses Gerüchts zu ergründen, und wie sehr würde es mich freuen, wenn es Unwahrheit wäre, ob ich mir dann schon bittere Vorwürfe machen würde, daß ich Euch unnöthige Qualen schuf.

Elisabeth. Aber wie soll ich mich von der Wahrheit oder Unwahrheit dieses Gerüchts überzeugen?

Maria. Sendet einen getreuen Diener nach Schweden.

Elisabeth. Schade nur, daß unter allen die mich begleitet haben, keiner ist, dem ich mich anvertrauen mögte. Zwar zweifle ich nicht an der Treue eines Jeden unter ihnen, aber keinem mögte ich den Verdacht entdecken, den Du in meinem Herzen gegen Hakon angefacht hast. Gewis ist er unschuldig, und dann würde es ihn schmerzen, mich eines solchen Verdachtes fähig zu finden.

Maria. So laßt mich männliche Kleider anziehen und sendet mich.

Elisabeth. Du würdest die Rolle eines Mannes vermuthlich schlecht spielen, und überdies, liebes Mädchen, daurte das zu lange. Ehe Du nach Schweden, und wieder zurück kämst, wie lange Zeit verflösse nicht unterdessen? Nein ich

will selbst nach Schweden, um mich zu überzeugen. Finde ich Hakon nicht wie ich wünsche, so hängt es ja dann immer noch von mir ab, zu thun was ich will. Jetzt laß mir den Ritter Herrmann rufen. Dieser rechtschaffene Mann kann vielleicht meine Unruhe verbannen.

Herrmann kam und schwor der Königin, daß Hakon, bey seiner Abreise sie zärtlich geliebt hätte und sie, so viel ihm bekannt wäre, auch jetzt noch eben so zärtlich liebte. Auch versicherte er, daß das Gerücht, womit man die Königin geschreckt hatte, blos von denen, die dies thaten, erdacht worden wäre. Entweder — setzte er hinzu — hat man es gethan, um Euch Unruhe zu machen oder vielleicht gar, um die Ausführung irgend eines wider Euch oder Euren Herrn und Gemahl geschmiedeten Plans zu erleichtern. Waldemar hat seit einigen Tagen etwas so Zweydeutiges in seinen Mienen und Handlungen angenommen, daß ich anfange zu fürchten, wir sind nicht sicher bey ihm. Würdigt mich Eures Vertrauens, gnädigste Frau, und sagt mir, wer es war, der durch das erlogne Gerücht Euch nagendem Schmerze Preis gab.

Dies that Elisabeth, und erzählte dem Ritter zugleich das geheime Gespräch, das sie mit Waldemar gehabt hatte.

Verrätherin — rief Herrmann und stampfte mit dem Fusse — Ich glaube so gewis, daß ich darauf zu schwören wagte, daß diese Maria, so treu Ihr sie auch glaubt, von Waldemar erkauft worden ist, an der Ausführung eines Plans den er wider Euch im Sinne hat, mit zu arbeiten. Was für ein Plan das ist, mag Gott wissen, so viel aber ist gewis, daß alles, was Waldemar zu Euch sagte, leeres Vorgeben und Verstellung ist. Ich eile jetzt zu ihm, um ihm zu sagen, daß wir heut noch abreisen würden, und legt er unsere Abreise nur im geringsten Hindernisse in den Weg, so fürchte er meine Rache!

Herrmann führte seinen Entschluß sogleich aus und Waldemar versicherte ihm, daß er für seine Person zwar abreisen könnte, wenn es ihm gefiele, die Königin Elisabeth aber jetzt abreisen zu lassen, verbäte ihm seine Achtung und Freundschaft für sie. Die Frau Königin — fuhr Waldemar fort — wird es sich schon noch so lange bey dem Könige von Dänemark gefallen lassen, bis sie bey besserm Wetter ihre Reise ohne Gefahr antreten kann. Es wundert mich von Euch, Herr Ritter, daß Ihr, dem doch hoffentlich der Königin Wohl am Herzen liegt, ihr diese gefahrvolle Abreise nicht auszureden bemühet seyd.

Und ständen ihr auf dem Meere noch grössere Gefahren bevor, so könnten sie doch nicht so groß seyn, als die welche ihr hier drohen. Ueber dies ist es der Wille, der Königin abzureisen, und Ihr, gnädigster Herr, werdet hoffentlich den Willen der Königin von Schweden und Norwegen nicht beschränken wollen — erwiederte Herrmann.

Das will ich nicht — entgegnete Waldemar — Doch Herr Ritter, verliert nicht länger unnöthige Worte. Ich werde die Königin selbst sprechen.

Herrmann ließ sich nicht so leicht befriedigen, sondern sprach noch lange. Er wurde hizzig, Waldemar aber blieb immer gleich kalt.

Ob Ihr gleich zu vergessen scheint, Herr Ritter — fing dieser endlich an — daß Ihr mit dem Könige von Dänemark sprecht, so will ich doch nicht vergessen, daß ich in Euch des Königs von Schweden Person ehre. Meinen Entschluß vermögt Ihr jedoch nicht zu ändern. Die Königin Elisabeth bleibt so lange bey mir, bis wir keinen Sturm mehr zu befürchten haben, ob gleich Ihr, Herr Ritter, nach Eurem Gefallen gehen oder bleiben könnt. Im letzterem Falle seyd versichert, daß Euch so wie bisher auch fernerhin alle Ehre erwiesen werden wird, die Eu-

er Stand und das ehrenvolle Geschäft, das Euer Herr Euch auftrug, erfodert.

Alle Bitten und Vorstellungen, des Ritters so wohl als der Königin selbst, waren vergebens. Waldemar verhinderte ihre Abreise. Verzeiht, gnädige Frau — sprach er zur Königin — daß Euer Freund beynahe Gewalt brauchen muß, um Euch von Eurem eignen Verderben zurück zu halten. Freundschaft hat mich aufgefodert, Eure Abreise unmöglich zu machen. Wisset demnach, daß Euer Schif zwar sicher im Hafen liegt, aber zuweit vom Ufer entfernt, um es ohne Hülfe eines dänischen Schiffes erreichen zu können, und allen diesen ist bey Lebensstrafe verboten, Euch an den Bord zu bringen.

Elisabeth machte Waldemar Vorwürfe über diese unedle Behandlung. Er hörte sie mit kaltem Blute an und versicherte ihr nur daß sie ihm dafür, weshalb sie jetzt mit ihm unzufrieden wäre, einst danken würde. Herrmann tobte und schwor dem Könige, daß er, wenn er erst wieder nach Schweden zurück gekommen wäre, nicht eher rasten würde, bis sein Herr die Schmach gerochen hätte, die seiner Gemahlin widerfahren wäre. Auch dies machte auf den kalten Waldemar keinen Eindruck. Er ließ den Ritter toben und lächelte. Endlich gieng er und ließ die Königin

weinend und voller Verzweiflung, den Ritter wüthend zurück.

Der Grimm des letztern war so fürchterlich, daß ihn Elisabeth bath, sich zu mässigen, besonders aber beschwor sie ihn, dies künftig in Waldemars Gegenwart mehr zu thun. Wir sind einmahl in der Gewalt dieses treulosen Mannes — sprach sie — bisher begegnete er uns mit Achtung, aber wer bürgt uns dafür, daß er nicht auch diese aus den Augen setzt, wenn Ihr ihn allzusehr reizt. Laßt uns dafür lieber versuchen, ob wir nicht einen dänischen Schiffer durch eine große Belohnung dahin vermögen können, uns nach unserm Schiffe zu bringen.

Ein glücklicher Einfall, gnädigste Frau — erwiederte Herrmann — ich eile, sogleich einen meiner getreuesten Diener abzusenden. Vielleicht gelingt es diesem verschlagenen Manne einen Schiffer zu erkaufen.

Dieser Versuch mißlang, so wie ein zweiter und dritter. Herrmann wußte nun weiter keinen Rath als die ihm von Waldemar ertheilte Freyheit, zu benutzen und selbst nach Schweden abzureisen. Er machte der Königin seinen Vorsatz bekannt, die ihn aber bat sie ja nicht zu verlassen, weil sie dann ohne Schutz noch mehr von Waldemar zu fürchten haben würden. Er sahe

das Gericht dieses Grundes ein und versprach zu bleiben. Mit Waldemars Bewilligung sendete er dagegen zwey seiner Diener ab, die vorgeblich nach Schweden gehen sollten, denen er aber Befehl gegeben hatte, wenn sie erst das hohe Meer erreicht hätten, den Schiffer dahin zu vermögen, daß er sie nach Travemünde brächte. Von da sollte einer nach Schweden, und der andere, nach Plön reisen. Könntet Ihr — sagte er zu dem letzteren — sogleich nach Hollstein seegeln so wäre dies freilich noch besser für uns.

Die Ritter reisten ab, und Elisabeth und Ritter Herrmann sahen ihrer Zurückkunft sehnsuchtsvoll entgegen. Waldemar behandelte indessen beyde mit so ausgezeichneter Achtung als vorher. Auch mit seinen Besuchen bey der Königin fuhr er fort, aber nur ein einziges mahl sprach er wieder von seiner Liebe. Elisabeth bat ihn hiervon zu schweigen, wenn er nicht wollte, daß sie sich vor ihm verschliessen sollte, und Waldemar ergab sich in ihren Willen.

Fern sey es von mir, gnädige Frau, — versicherte er die Königin — Euch länger mit Bitten bestürmen zu wollen, die Euch misfallen. Ich wünschte von Euch geliebt zu werden, weil ich mein Glück wünschte, aber ich gebe diesem Wunsche nicht länger Raum in meinem Herzen, da Ihr ihn nicht erfüllen wollt.

Diese schnelle Ergebung machte Elisabeths Erstaunen rege.

In Wahrheit Herr König — sprach sie mit bitterm Lächeln zu Waldemar — Eure Liebe muß nicht so feurig gewesen seyn, als Ihr mir sie bey ihrer ersten Entdeckung schildertet, oder Ihr müstet in Besiegung Eurer Leidenschaften eine Stärke besitzen, die ich bisher noch keinem Menschen zugetrauet habe.

Verzeiht, gnädige Frau — erwiederte Waldemar — Ihr irrt in Eurem Urtheile Ist auch meine Liebe nicht so feurig, als die Liebe eines zwanzigjährigen Jünglings, so wäre sie doch gewis eben so zärtlich, als meine Treue unerschütterlich. In einem Manne von reifern Jahren tobt keine Leidenschaft so heftig, als in dem Busen eines Jünglings. Jenem wird sie daher auch leichter zu besiegen als diesem. Dies erleichtert meinen Kampf, so wie die mir eigne Kälte, die Ihr, wenn ich nicht irre, schon Gelegenheit hattet zu bemerken. Da Euer Herz mir nicht erlaubt, Euer Geliebter zu seyn, so erstattet mir wenigstens, mich Euren Freund zu nennen. Verbannt das Mißtrauen, das Ihr gegen mich hegt und seyd versichert, daß alles, was ich in Absicht Eurer that, aus redlicher Freundschaft floß.

Elisabeth vermogte es nicht über sich, dieser Versicherung zu glauben, im Gegentheil vermehrte sich ihr Mißtrauen und der Ritter Herrmann bestärkte sie darinnen. Diese ihre Furcht vermehrte sich täglich, als ein Monat verflossen war und noch keiner der ausgesandten Diener zurück kehrte. Nach Verlauf dieser Zeit langte ein Abgesandter von Elisabeths Brüdern an Waldemars Hofe an. Er drang bey diesem auf die Abreise der Königin und kündigte ihm, nach der Verweigerung derselben, unter dem schon mehrmahls genannten Vorwande, im Namen seiner Herren den Krieg an.

Wollen die Grafen von Hollstein — gab ihm Waldemar zur Antwort — Gastfreundschaft und Gefälligkeiten mit solchem Undanke erwiedern, so steht es bey ihnen, dennoch aber wird mich nichts vermögen, die Königin von Schweden eher abreisen zu lassen, als bis es ohne Gefahr geschehen kann.

Der Abgesandte verließ Kopenhagen, aber Elisabeths und Herrmanns Hofnung im geheim als Personen, die zu seinem Gefolge gehörten, zu entkommen; wurde durch die Wachsamkeit der Dänen vereitelt.

Elisabeths Lage wurde nun trauriger, ihre Furcht noch größer, als vorher, so sehr sich auch ihr Herz bemühete, sie des Gegentheils zu über-

reden, so war es ihr doch unmöglich die Wahrheit des von Marien ihr mitgetheilten Gerüchts länger zu bezweifeln. Der Ritter Herrmann wendete zwar alles an, um sie zu trösten und suchte sie vorzüglich dadurch aufzurichten, daß er ihr die Versicherung gab, Hakon werde die Zeit nicht mit einer nutzlosen Gesandtschaft verschwenden wollen, sondern sich gleich an die Spize eines Heeres stellen oder an den Bord einer Flotte begeben, um die Auslieferung seiner Gemahlin mit gewafneter Hand zu fodern.

Beynahe wieder ein Monat vergieng und Hakon kam weder mit einem Heere noch mit einer Flotte, doch war nun die Befreiung Elisabeths nahe.

Einst als auch ihr Gram ihre Thränen fliessen machte, bemerkte sie einen großen Auflauf in der Stadt und hörte das Geschrey: auf, zu den Waffen! Dieser fürchterliche Aufruf, der alle Bewohner der Stadt mit Schrecken erfüllte, war für Elisabeth und ihr Gefolg Auffoderung zur lebhaftesten Freude. Wohl uns — rief sie aus — Hakon wird gekommen seyn, seine Gemahlin zu retten.

Herrmann freute sich nicht weniger, als Elisabeth, doch wurde diese Freude durch die Furcht vermindert, daß sie vielleicht ein Opfer des Volks werden würden, das sie ohnfehlbar

als die Ursache des feindlichen Ueberfalls ansehen müste, von dem jetzt das schreckliche Gerücht erscholl.

Eben war er im Begriffe diese Furcht der Königin mitzutheilen, als ein Diener die Nachricht brachte: daß König Waldemar die Königin Elisabeth zu sprechen wünschte. Ehe sie noch dem Abgeschickten Antwort geben konnte, trat Waldemar schon selbst in ihr Zimmer.

Verzeiht, gnädige Frau — rief er hastig — daß ich dem, der mir meine Ankunft meldete so unmittelbar auf dem Fusse folgte; allein ich muste eilen, weil meine Gegenwart jetzt an tausend Orten nöthig ist, um wegen des feindlichen Anfalls, den meine freundschaftliche Sorgfalt für Euch mir zuzieht, die nöthigen Anstalten zu treffen. Dennoch ließ ich mich durch diese Verrichtungen nicht abhalten, Euch selbst die Nachricht zu bringen, daß die Küsten meines Landes von einer Flotte, die aus hollsteinischen, mecklenburgischen und etlichen schwedischen Schiffen bestehet, angegriffen worden sind. Die Grafen, Eure Herren Brüder, und der Herzog von Mecklenburg sollen sich selbst bey dieser Flotte befinden. Lebt wohl, Frau Königin, und nehmt die heilige Versicherung von mir, daß Ihr von meinem aufgebrachten Volke nichts zu fürchten habt. In

meinem Schlosse seyd Ihr vollkommen sicher, ausser demselben aber würde es keiner Euer Diener seyn. Befehlt ihnen daher: sich nicht aus den Mauren meines Schlosses zu wagen.

Waldemar stieß diese Worte so eilend heraus, daß Elisabeth ihn so wenig unterbrochen, als ihm, da er seine Rede geendigt hatte, antworten konnte. So schnell als er in ihr Zimmer getreten war, verließ er es auch wieder.

Fünf Wochen lang verheerte die vereinigte Flotte die dänischen Küsten, ehe es dem Könige Waldemar gefiel, ihre Verwüstungen durch Elisabeths Auslieferung zu endigen. Voll der lebhaftesten Freude gieng diese nebst den Ihrigen an den Bord des Schifs, das ihr Bruder Heinrich anführte und ihre Freude wurde noch durch die Hofnung vermehrt: ausser diesem geliebten Bruder zugleich ihren Hakon umarmen zu können.

Wo ist Hakon? war ihre erste Frage, als ihr Bruder sie in seine Arme schloß.

In Schweden — antwortete Heinrich — wo neue Gährungen ihn zurück halten. Ich selbst rieth es ihm, in seinem Reiche zu bleiben, so ernst auch sein Wille war, uns zu begleiten. Bald aber wirst Du ihn umarmen, denn heut noch wollen wir nach Schweden abseegeln.

Glücklich erreichten Heinrich und seine Schwester Schwedens Hauptstadt. Elisabeths Busen wurde vor Freude höher gehoben, als sie in dem Hafen einliefen, um ein großes aber wieder durch die Nachricht vermindert: daß Hakon sich in Norwegen befände.

O Gott — rief sie aus — so hat jenes schreckliche Gerücht doch wohl nicht gelogen! Würde Hakon, dem meine Ankunft nicht unbekannt seyn konnte, nach Norwegen gereist seyn, wenn in seinen Busen für die, die er einst seine Elisabeth nannte, nur noch ein Funken von Liebe glühete?

Heinrich sendete einen Boten an König Magnus, der aber bald mit der Botschaft zurück kehrte: daß der König nebst seiner Gemahlin sich auf einem benachbarten Schlosse befände. Heinrich war Willens auf dem Schiffe zu bleiben, allein Elisabeth, die mit einem mahle die Furcht befiel, daß ein anderes Schif an das ihrige stossen könnte, weil ihm dieser Unfall schon einmahl begegnet war, bat ihren Bruder so lange, bis er einwilligte ans Land zu gehen. Sie übernachteten in der Wohnung des Ritters Herrmann, wohin sie das jauchzende Volk, das der Königin Elisabeth von Schweden und Norwegen Heil rief, begleitete.

So bald Heinrich des Morgens Magnus Zurückkunft in die Stadt erfuhr, sendete er zu ihm und ließ ihm der Königin Elisabeth von Schweden und seine Ankunft melden. Der König ertheilte zur Antwort: daß zwar Graf Heinrich von Hollstein ihm ein angenehmer Gast seyn würde, aber eine Königin Elisabeth von Schweden kenne er nicht.

So sehr auch diese Antwort Heinrichen aufbrachte, so verbarg er sie doch seiner Schwester, er aber eilte sogleich, begleitet von dem Ritter Herrmann nach dem Schlosse des Königs. Kaum waren sie aus der Wohnung des Ritters getreten, als dieser in Verhaft genommen wurde. Erstaunt hierüber setzte Heinrich seinen Weg fort und verlangte nun von dem Könige Magnus eine Erklärung, der seinem Abgeschickten gegebenen Antwort. Könntet Ihr vergessen haben — setzte er hinzu — daß meine Schwester, die Gemahlin des Königes, Eures Herrn Sohnes, Elisabeth heist?

O Nein — erwiederte Magnus — so wenig als daß die Gräfin von Hollstein meinem Sohn in der Person seines Abgesandten angetrauet worden ist, aber ich erkenne diese Gräfin Elisabeth nicht für die Königin von Schweden, da mein Sohn sie nicht für seine Gemahlin erkennt.

Sind die Verträge, die Ihr mit mir machtet, als wie die Verbindung des Königs Hakon mit meiner Schwester abschlossen, Eurem Gedächtniße entfallen — fragte Heinrich zornig.

Nichts weniger — antwortete Magnus — allein Eure Frau Schwester hat diese Verträge selbst ungültig gemacht. Ob gleich mein Sohn sie schon zur Königin von Schweden und Norwegen erklärte: so wird doch niemand ihn zwingen können, die Vermählung die er mit der Gräfin Elisabeth von Hollstein schloß, jetzt mit der Buhlerin des Königs von Dänemark zu vollziehen, so wenig als ich verbunden bin, den Verträgen nachzukommen, die ich mit Euch fest setzte, denn nicht ich habe die verabredete Verbindung verhindert.

Heinrich vermogte vor Zorn nicht zu antworten und Magnus fuhr fort:

Der König Hakon wäre nicht werth mein Sohn zu seyn, verdiente aber dagegen die Verachtung jedes rechtschaffenen Mannes, wenn er die Vermählung mit einer Frau, die ehe er noch mit ihr das Ehebette bestieg, ihn schon zum Hahnrey machte, wirklich vollzöge. Nein fern ist es vom dem Könige meinem Sohne, alle Welt zu berechtigen, ihm dies schändlichste der Schimpfwörter zu geben, und alle Welt weis es,

daß indes der König Hakon sehnsuchtsvoll seine Angetraute erwartete, sich diese Unwürdige in den Armen des Königs Waldemars den strafbarsten Lüsten ergab.

Zorn und Wuth droheten Heinrichen zu ersticken, Rache kochte in seinen Busen, doch war er sich selbst zu wenig bewust, um sie durch Worte äußern zu können, aber die Hand auf sein Schwerdt gelegt, zeugten seine Blicke von den Gefühlen, die seinen Busen quälten. Magnus ließ sich durch sie nicht in seiner Rede unterbrechen.

Verlangt Ihr Zeugen der Schande Eurer Schwester — sprach er weiter — so werdet Ihr deren genug finden.

Maria, die vornehmste ihrer Frauen, ein Knappe, der die erste Nachricht von dem, was in Kopenhagen vorgieng, nach Schweden brachte, und mehrere Personen ihres Gefolgs zeugen wider sie.

Magnus benutzte die Sinnlosigkeit in welche seine Rede Elisabeths Bruder gestürzt hatte. Er begab sich in ein anderes Zimmer und ließ Heinrichen mit seinen Empfindungen allein. Bald kehrte seyn Bewustseyn wieder, und dem Könige Magnus Rache schwörend, verließ er nun eilend sein Schloß.

Ehe wir fortfahren, müssen wir den Lesern ein schändliches Gewebe von Lügen und Verläumdungen entdecken, das zu Elisabeths Unglück erdacht worden war, so wie zu Erreichung des von Magnus und Waldemar noch nicht aufgegebenen Plans: Hakon mit Margarethen zu verbinden.

Waldemar, um diesen Plan durchzusetzen, strebte wirklich nach Elisabeths Besitze, den er aber nicht durch seine Hand und durch seinen Thron zu erlangen geneigt war, ob er ihr gleich beydes anbot. Er hatte Marien durch eine grosse Summe Geldes zu seiner Mitarbeiterin gemacht, die ausser dem Versuche, den wir den Lesern mitgetheilt haben, noch mehrere machte, ihre Gebieterin für den König Waldemar einzunehmen. Sie mißlangen alle, aber doch erreichte Waldemar seine Absicht. Da ihn an Elisabeths Besitze selbst wenig gelegen war, so begnügte er sich mit dem Scheine desselben.

Unsere Leser werden sich noch erinnern, daß er die überlistete Elisabeth öfters besuchte. Diese Besuche, die oft bis tief in die Nacht daurten, gaben zu der Vermuthung Veranlassung: daß zwischen dem Besuchenden und der Besuchten ein geheimes Verständniß obwalte; welche dadurch, daß Elisabeth sich sehr oft mit Walde-

war allein befand, noch mehr Wahrscheinlichkeit erhielt.

Dies Gerücht durchlief bald ganz Kopenhagen, wenn es schon nicht zu Elisabeths und des Ritters Herrmanns Ohren kam, da sie mit den übrigen Bewohnern der Stadt beynahe ausser aller Verbindung lebten. Einige ihres Gefolgs wusten es zwar, aber diese waren von Waldemar erkauft und hüteten sich sehr, das Gerücht vor die rechte Behörde zu bringen, ob sie gleich an der Ausbreitung desselben thätig arbeiteten. Der Knappe, den Ritter Herrmann nach Schweden sendete, war einer dieser Mitwissenden. Durch ihn wurde jenes Gerücht auch in Schweden bekannt, wo es sich jedoch, bis zu Elisabeths Ankunft daselbst, nur Personen von Magnus Partey in das Ohr raunten.

Die Königin Blanka nahm die Mühe über sich, es ihrem Sohne selbst zu hinterbringen. Zwar kostete es ihr einige Mühe, ehe sie Hakon, der Elisabeth wirklich liebte, von der Wahrheit desselben überzeugen konnte, aber doch siegte sie endlich über den schwachsinnigen Hakon, so wie es ihr gelang ihm das Versprechen abzulocken: sich mit Waldemars Tochter zu verbinden.

Die Unterhandlungen mit Waldemar wurde von neuem angefangen, und bald nach dem

Wunsche beider Parteien geendiget. Als Elisabeth nach Schweden kam befand sich Hakon nicht in Norwegen, sondern hatte die Reise nach Dänemark angetreten. Ritter Herrmann, den der König Magnus beschuldigte, daß er mit Waldemar einverstanden gewesen wäre und Elisabeth ihm überliefert hätte, wurde nebst allen, die ihn vorher nach Hollstein eben begleitet hatten, aus dem Reiche verbannt. Vier und zwanzig edle Männer waren es, die nach dieser Verbannung nach Mecklenburg flohen. Mit dem Könige Albrecht gingen sie nachher wieder in ihr Vaterland.

Von Magnus Schlosse weg eilte Heinrich zu seiner Schwester.

Fliehe, liebe Elisabeth — redete er sie an — Man ist schändlich mit Dir umgegangen, aber ich werde blutige Rache an Deine Beleidigern nehmen!

In Heinrichs Busen tobten Wuth und Zorn zu heftig, als daß er seiner Schwester ihre Verunglimpfung mit der nöthigen Vorsicht hätte mittheilen können. Rasch und unüberlegt sagte er ihr alles wieder, was er von Magnus gehört

hatte, und eine Folge davon war, daß Elisabeth leblos in die Arme ihrer Frauen sank.

Wo ist Maria? — fragte Heinrich.

Niemand wuste ihm Antwort zu geben. Die treulose Verrätherin war entflohen. Indes einige Frauen sich damit beschäftigten, ihre Gebieterin in das Leben zurück zu rufen, gab Heinrich den andern Befehl: sogleich alles zum Aufbruche nach dem Schiffe fertig zu machen. Kaum hatte Elisabeth die Augen wieder auf geschlagen, als sie auch schon nach dem Hafen gebracht wurde. Sobald sie das Schif erreicht hatte, fragte sie ihren Bruder; wohin sein Lauf gerichtet wäre?

Nach Travemünde — antwortete Heinrich — sobald wir in meinem Lande angelangt sind, werde ich alle meine Lehnsleute aufbieten und meine Bundesverwandten auffodern, um die Ehre meiner Schwester zu rächen, und die treulosen Könige von Schweden zu Erfüllung heiliger Verträge zu zwingen.

Nein — erwiederte Elisabeth — so gebrandmarkt wie ich jetzt bin, kann ich unmöglich in Hollstein erscheinen. Erlaubt mir, mein Herr und Bruder, zu Wadstena so lange verborgen zu leben, bis meine unschuldig bescholtene Ehre gerechtfertigt ist.

Lange muste Elisabeth bitten, ehr Heinrich zur Ausführung dieses Vorsatzes seine Einwilligung gab. Sie eilte nun nach Wadstena, wo sie kurz nach ihrer Ankunft durch die Nachricht: daß Hakon zu Kopenhagen seine Vermählung mit der Prinzessin Margaretha vollzogen hätte; noch grössere Veranlassung erhielt, über ihr trauriges Geschick zu klagen.

Heinrich hatte indessen seine Reise fortgesetzt, und rüstete sich mit aller Macht. Er versammelte in der Gegend von Calmar ein Heer und drang bey den schwedischen Reichsräthen, die für die Erfüllung seiner mit Magnus geschlossenen Verträge die Gewähr geleistet hatten, auf Genugthuung wegen des so ganz unwürdigen Betragens gegen seine Schwester und wegen der Beschimpfung die dadurch seinem ganzen Hause widerfahren war.

Die Reichsräthe gaben ihm eine glänzende Genugthuung. Sie erklärten den König Magnus der Krone verlustig, welcher sie auch seinen Sohne Hakon unwürdig erkannten. Dagegen beschlossen sie: Heinrich den Eisernen auf den Thron zu erheben; und einer der vornehmsten unter ihnen eilten nach Calmar, Heinrichen von ihren Beschlüssen zu benachrichtigen.

Wir kommen, gnädiger Herr — begann der Redner — Euch im Namen aller Schweden eine Genugthuung anzubieten, so gut wie sie Euch zu geben fähig sind. Kann die Gräfin, Eure Frau Schwester, nicht die Gemahlin des Königs von Schweden seyn, so sey sie die Schwester desselben. Euch, gnädiger Herr, tragen die gerechten Schweden die Krone an, die sie dem unwürdigen Waldemar vom Haupte gerissen haben. Im Namen aller des Reichs Getreuen bitten wir flehentlich: laßt Euch von der Last, die jetzt mit Schwedens Krone verbunden ist, nicht zurück schrecken, sie anzunehmen! Lasset Euch hierzu durch den großen Gedanken reizen: Millionen glücklich zu machen, die seit sechzehn Jahren unglücklich waren.

Ich danke Euch, edle Ritter und Reichsräthe und der ganzen schwedischen Nation, für das ehrenvolle Anerbieten, das Ihr mir macht — antwortete Heinrich — ob ich gleich Euer günstiges Zutrauen zu mir, durch Annahme dieses Erbietens nicht erwiedern kann.

Einer der Reichsräthe. Warum, gnädiger Herr, gefällt es Euch nicht, die Bitten eines Volkes zu erfüllen, das von Euch allein die Wiederherstellung seines so lange zerrütteten Glückes hoft?

Heinrich. Weil ich voraussehe, daß es sich in seinen Hofnungen getäuscht sehen würde.

Reichsrath. Dann Wehe über Schweden, wenn ein so weiser und tapferer Herr, als Graf Heinrich der Eiserne, an der Wiederherstellung dieses Glückes zweifelt.

Heinrich. Das sey fern von mir! Im Gegentheil hoffe und wünsche ich sie. Aber, edle Herrn, ein solches zerrüttetes Reich, als Schweden jetzt das Unglück hat zu seyn, erfodert die ganze Thätigkeit eines jungen Mannes. Ihr dürft diese Last keinem Greise auflegen, denn ein solcher kann sie nicht tragen.

Reichsrath. Der Schweden feste Ueberzeugung ist, daß Ihr, gnädiger Herr, unter allen Fürsten der Christenheit derjenige seyd, der diese Last am ersten mit Ehren tragen könnte. Unser aller heisse Wünsche sind erfüllt, wenn ein Herr unsern Thron ziert, der mit der Erfahrung, dem kühlen Verstande und der Weisheit eines Greises, noch die volle Kraft des blühenden Mannes verbindet.

Heinrich. Ihr schmeichelt Euch zu viel von mir edle Herren, wenn Ihr mich dieser Lobsprüche, die Ihr mir jetzt ertheiltet, würdig glaubt. Ich fühle mich, Alter und Krankheit

beginnen meinen Körper, so wie meinen Geist zu schwächen.

Reichsrath. Ihr irrt, gnädiger Herr, beyde sind noch so stark, als nur bey wenig Männern von mindern Jahren. O gewiß es würde Euch gelingen, Schweden die Ruhe wieder zu geben, die es sonst genoß!

Heinrich. Und wenn es mir gelänge: so würden nach meinen Tode, der gewiß nicht mehr fern ist, neue Unruhen das Reich zerrütten. Besser daher Ihr wählt einen Mann zu Eurem Könige, der es der Wahrscheinlichkeit nach eine lange Reihe von Jahren bleiben kann: denn dies allein kann Eurem Reiche Glück und Ruhe wieder geben. Gefällt es Euch: so will ich Euch in der Wahl eines solchen Mannes beystehen, mir aber, edle Herrn, erlaubt mir die wenigen Tage, die mir noch übrig sind, in Ruhe und Stille zu verleben.

Reichsrath. Wir wollen Euch nicht übereilen, gnädiger Herr, aber wir bitten Euch, der Wolfahrt Schwedens einige Stunden Nachdenken zu schenken. Spricht nicht in Euch allzugroße Abneigung gegen die schwedische Krone, o so beschwören wir Euch, sie anzunehmen. Wir verlassen Euch jetzt, befehlt wenn wir wieder

kommen sollen, Euren — wollte Gott für uns glücklichen — Entschluß zu vernehmen.

Die Reichsräthe giengen und Heinrich wurde nun von seinem Bruder und von seiner Gemahlin bestürmt, die ihm angetragene schwedische Krone nicht auszuschlagen; aber ihr Stürmen machte ihn in seinem Entschlusse so wenig wankend, als vorher die Bitten der Reichsräthe.

Nein — sprach Heinrich mit ernster Entschlossenheit zu ihnen — ich will den guten Ruf, der es mir bisher gelang, mir zu erwerben, in meinem Alter nicht verscherzen; und er wäre dahin wenn ich Schwedens Thron bestiege; denn ich fühle es leider nur allzusehr, daß mir die Kräfte nicht beywohnen, die erforderlich seyn würden, dies Reich mit Ruhme zu beherrschen.

Er schied von ihnen und ließ die Reichsräthe bitten, zu ihm zu kommen, um seine letzte Entschliessung zu hören.

Habt Ihr zu unserm Glücke entschieden, gnädiger Herr? — so riefen sie alle bey ihrem Eintritte.

Ob Euren Wünschen gemäs, weis ich nicht, aber gewiß zu Schwedens Glücke — antwortete ihnen Heinrich — Mein Entschluß bleibt

der Euch schon vorhin gesagte und nichts kann ihn verändern.

Die Reichsräthe wiederholten ihre Bitten und versuchten alles mögliche, um sie eindringender zu machen, doch ihre Mühe war vergebens. Heinrich blieb unerschüttert.

Bestürmt mich nicht länger, edle Herren, mein Vorsatz ist unwandelbar — fing er endlich nach einiger Zeit halb verdrieslich an — gefällt es Euch aber, in Absicht auf die Wahl Eures Königs meinem Rath zu hören, so bin ich willig und bereit, Euch denselben nach meinem besten Vermögen zu ertheilen. Auch seyd versichert, wenn ich fernerhin zur Wohlfahrt Eures Reichs etwas beytragen kann, daß dies gewis von mir so eifrig geschehen wird, als ob ich auf dem Throne desselben säße.

Als die Reichsräthe sahen, daß es unmöglich war Heinrich dem Eisernen zu ihrem Könige zu bekommen, entschlossen sie sich, sein Erbieten anzunehmen, um ihrem Reiche einen mächtigen Freund zu erhalten.

Sollen wir denn also — sprachen sie zu ihm — die schöne Hofnung: uns unter Eurer weisen Regierung des Emporblühens unseres Vaterlandes zu freun: verwickelt sehen, so seyd so gütig, gnädiger Herr, uns einen Fürsten zu

nennen, von dem wir uns gleiche Hofnung schmeicheln könnten.

Geht nach Schwerin zu meinem Schwäher Albrecht — erwiederte Heinrich, wählt unter den tapfern und klugen Söhnen des Herzogs von Mecklenburg den zu Eurem Könige, der Euch der Würdigste dünkt. Hier findet Ihr Prinzen des schwedischen Throns werth und vom schwedischen Königsstamme entsprossen.

Die Reichsräthe zogen gen Schwerin, wählten Albrecht, den zweiten Sohn des Herzogs von Mecklenburg, zu ihrem Könige, weil der älteste, Heinrich, ihnen verdächtig schien, da er des verhaßten Königs von Dänemark Eidam war.

Elisabeths Ehre wurde zwar gerechtfertigt und das nachtheilige Gerücht, das von ihrem Aufenthalte zu Kopenhagen ausgesprengt worden war, allgemein als niedrige Verläumdung und schändliche Erdichtung anerkannt, allein Elisabeth blieb dennoch im Sankt Brigitten Kloster zu Wadstena. Sie starb als Aebtissin desselben, konnte aber doch bey aller beyspielswürdigen Frömmigkeit, die sie übte, nicht unterlassen, dem traurigen Geschicke, das sie aus der Welt bannte, auch in ihren Alter noch manche heisse Thräne zu weinen.

Heinrichs Befürchtung seines nahen Todes war unnöthig gewesen. Er lebte noch viele Jahre, nachdem er die schwedische Krone ausgeschlagen hatte, doch kam ihm deshalb keine Reue in den Sinn. Wir wollen hier eines Krieges nicht erwähnen, den er mit Schweden und Mecklenburg verbunden, mit dem Beleidiger seines Hauses, dem Könige Waldemar führte, so wenig als einer späteren Fehde mit den Bürgern zu Lübeck, damit uns nicht der Raum zur Erzählung zweier wichtigerer Begebenheiten genommen wird.

Zwölf Jahre waren seit der Zeit, da Heinrich sich weigerte, König in Schweden zu werden, verflossen, als Kaiser Karl der Vierte nach Lübeck, dieser vornehmsten Stadt des hanseatischen Bundes kam, um mit diesen Städten und seinem Königreiche Böhmen einen Handel einzuleiten. Ausser vielen Fürsten, Grafen, Rittern und Edeln begleiteten ihn auch die Grafen von Hollstein dahin. Der Kaiser wurde mit den grösten Feierlichkeiten und mit glänzender Pracht von den reichen Lübeckern empfangen, die, ob gleich immer daurende Fehden ihnen vieles Geld gekostet hatten, dennoch keine Kosten sparten, das Reichsoberhaupt zu ehren

Karl ehrte sie dagegen wieder, und nannte die Rathsherren, als sie ihn empfingen: mei-

ne Herrn. Jakob Pleskow, der älteste Bürgermeister der Stadt, verbat sich im Namen aller diesen Titel und versicherte: kaiserliche Majestät sey allein Herr zu Lübeck.

Dieser Titel kömmt Euch mit Recht zu — antwortete Kaiser Karl — da die Gnade unserer Vorfahren, die Stadt Lübeck zu einer der fünf vornehmsten im heiligen römischen Reiche und zur ersten in Deutschland erhoben hat. Ihr Rathsmänner der Stadt seyd ja zugleich kaiserliche Räthe und Geschworne, die überall und wenn es ihnen gefällt in den kaiserlichen Rath treten können.

Die Grafen von Hollstein suchten von des Kaisers Gegenwart Nutzen zu ziehen. Die Stadt Hamburg, die zu ihrem Gebiete gehörte, hatte sowohl von den Kaisern, als auch von den Vorfahren der Grafen, in den Zeiten der Noth, wenn sie des Geldes der reichen Bürger bedürftig waren, viele Freyheiten erhalten. Die Bürger zu Hamburg wünschten noch mehrere zu besitzen und sendeten daher einige aus ihrem Rathe nach Lübeck: kaiserliche Majestät unterthänigst zu bitten, ihnen so große und schöne Freyheiten, als die Stadt Lübeck besaß, zu schenken. Die Grafen von Hollstein baten dagegen den Kaiser, sie bey ihren Hoheitsrechten über die Stadt zu schützen. Besonders bewies sich Heinrich sehr thätig und

er war in seinem Gesuche glücklicher als die hamburgischen Rathsherrn.

Als er sich zum ersten mahle allein bey dem Kaiser befand — sprach dieser zu ihm:

Es freuet mich, Herr Graf, Euch, den ich schon lange schätzte, in meinem Alter noch persönlich kennen zu lernen und Euch für die Art, wie Ihr gegen meinen Vater Johann handeltet, zu danken. Hätten nicht Eure Feinde unter dem englischen Heere Eure gute Absicht vernichtet, so wäre ich wahrscheinlich noch nicht so bald über meines Vaters Tod in Trauer gesetzt worden. Laßt uns jetzt ein wenig uns unsere früheren Jahre und des heissen Tages bey Cressy erinnern.

Ja wohl ein heisser Tag, gnädigster Herr — antwortete Heinrich — aber auch einer der glücklichsten meines Lebens.

Und für mich einer der unglücklichsten — entgegnete der Kaiser — Ich verlor meinen Vater und viel fehlte nicht, so hätte ich auch beinahe mein Leben verloren. Was muß mein tapferer Ueberwinder, der edle Prinz von Wallis machen?

Er ist nicht mehr — entgegnete Heinrich und wischte sich eine Thräne aus dem Auge, die dem Andenken des schwarzen Prinzen floß — Der Jüngste unter denen, die bey Cressy fochten,

ist so vielen Aeltern in die Ewigkeit voran gegangen. Gestern brachte mir ein Ritter, der aus England kam, die traurige Nachricht, daß der große Eduard endlich der Krankheit unterlegen habe die er sich in dem spanischen Feldzuge zuzog und welche ihn sieben Jahre siech machte. Sein Vater und seine unmündigen Kinder beweinen den Tod dieses großen Mannes und ich — — —

Und Euch lieber Graf raubt Schmerz die Sprache — unterbrach der Kaiser Heinrichen — O Gott wer hätte das geglaubt, daß ich den Tod des Prinzen von Wallis noch bedauren sollte! Friede sey mit der Asche des liebenswürdigen Helden! Sehet, lieber Graf, auch mir lockt sein Andenken eine Zähre hervor! Doch wir sind ja allein und haben nicht nöthig, unsere Gefühle zu verhehlen und Zähren, Helden geweint, zieren auch Männeraugen.

Der Gedanke an Eduards Tod stimmte den Kaiser und Heinrichen zu einem Tone, der in den Gesprächen der Großen dieser Erde noch seltner ist, als unter Menschen von niedrigerer Klasse. Die grauen Helden, beyde dem Ziele ihres Lebens nahe, sprachen so schön von der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens und von der Nichtigkeit aller irdischen Größe, daß ihre Reden Weltweisen Ehre gemacht haben würde.

Was ist alles das, wornach unser Geist hienieden so emsig strebt — sagte Karl unter andern — Stand, der verfliegt wie die Asche, zu welcher unser Leichnam im Grabe vermodert, wenn ein Wind sie empor hebt.

Nicht ganz so nichtig, gnädiger Herr — sagte Heinrich hierauf — der Ruhm großer Männer daurt Jahrtausende. So wie wir jetzt den Namen eines Cyrus, eines Alexanders und anderer großen Männer der Vorzeit ehrfurchtsvoll nennen, so wird auch einst die späte Nachwelt den Namen Eurer kaiserlichen Majestät preisen.

O es ist ein eitles Ding um den Nachruhm — erwiederte Karl — Laßt einem Mönche, den Ihr nur im geringsten beleidiget oder den Ihr eine Spende für sein ohnehin schon reiches Kloster, verweigertet, Eure Chronik schreiben, er wird Euch lästern und wenn Ihr gleich der grösseste Mann unter Euren Zeitgenossen gewesen wäret.

Ich werde den Hamburgern — endigte Karl nach einiger Zeit das vorige traurige Gespräch — ihre Bitte, um Vergrößerung ihrer Freyheit nicht erfüllen, sondern Euch bey Euren Hoheitsrechten über diese Stolzen Städter schüzen. Sie mögen nach ihrer Heimkehr den Ro-

land wieder umwerfen, den sie zu früh aufrichteten.

Heinrich dankte dem Kaiser für diese Zusicherung, und gieng dann mit ihm in eine Versammlung der übrigen in Lübeck anwesenden Grossen. Endlich verließ der Kaiser Lübeck wieder, nachdem er zehn frohe Tage daselbst verlebt hatte.

Vier Jahre nachher erhielt Heinrich ein Schreiben, vom Pabst Urban dem Sechsten. Der heilige Vater war mit der Königin Johanna von Napel und seinem Gegenpabste Klemens dem Sechsten, in Streitigkeiten verwickelt. Er rief den Graf von Gravina Karl von Durazzo zu Hülfe und brachte selbst ein so starkes Heer, als ihm möglich war zusammen. Der Feldherr desselben war Johann Haucuth, ein englischer Ritter, mit dem Urban aber nicht ganz zufrieden war, weil er sich einen glücklicherm Erfolg von den Unternehmungen seines Heeres versprochen hatte, als er jetzt wirklich erfuhr. Der Ruf von Heinrichs Tapferkeit war auch bis nach Rom gedrungen und erzeugte in Urban den Wunsch diesen Helden an die Spitze seines Heeres zu stellen.

Kaum war dieser Wunsch in ihn entstanden, als er auch schon Bullen und Breven an

Heinrich den Eisernen ergehen ließ, in welcher er ihn nach Italien einlud und ihm unter großen Versprechungen, die Anführung seines Heeres antrug. Nicht zeitliche Güter allein auch geistliche und ewige versprach Urban Heinrichen, wenn er seiner Auffoderung gemäß handeln würde.

Ihr könnt der Vergebung Eurer Sünden und dereinst im Himmelreiche eine höhere Stufe der Seeligkeit versichert seyn — sagte Urban in seinen Breven — wenn Ihr, geliebter, frommer Sohn der Kirche, der Statthalter Christi in seinen Drangsalen beystehen werdet.

Diese Versprechungen waren zu schön, als daß sie den, seinem Tode nahen Grafen nicht hätten reizen sollen. Sein Alter hatte ihn schwach und abergläubisch gemacht, und der Ablasbrief auf zehen Jahre, den Urban seinen Schreiben, gleichsam zum Handgelde, beygelegt hatte, reizte ihn noch mehr. Bisher war er in den Krieg gezogen, um irdische Güter zu erwerben, jetzt in seinem Alter wollte er auch zu Erlangung himmlische Güter einen Kriegszug unternehmen. Der Mann, der vor sechszehn Jahren, wegen Alter und Krankheit, die schwedische Krone nicht annehmen wollte, ließ sich jetzt durch alle Bitten der Seinigen nicht zurück halten nach Welschland zu gehen, um zum Besten der Kirche und ihres Oberhaupts sich an die Spitze eines Heeres zu

stellen. Wirklich war aber auch jetzt Heinrichs Gesundheitszustand besser als damahls. Seine Krankheit war nicht von so langer Dauer gewesen, als er und die Aerzte befürchtet hatten und nachdem sie ihn verließ, schien Jugendkraft wieder in seinen greisen Körper zurück zu kehren.

Freue Dich mein Sohn — sprach er am Tage, da er des Pabstes Schreiben erhalten hatte, zu Gerharden — nun kann ich Deinen Wunsch erfüllen und Dich in den Kampf großer Heere führen. Auf unserer Seite werden viele tausend Ungarn, unter der Anführung der Grafen von Gravina seyn; und der ohnehin schon mächtigen Königin Johanna wird ihr Vetter, der König Karl von Frankreich, Hülfe zu senden.

Ingeburg that alles, was ihr möglich war, um den Entschluß ihres Gemahls zu ändern. Sie bat, sie flehete: sie nicht jetzt in ihrem späten Alter die Trennung von ihm beweinen zu lassen, und durch die Mühseligkeiten, denen er sich Preis gäbe, sein, ihr und vielen Tausenden so theures, Leben früher zu enden, als es vielleicht geschehen würde, wenn sie ihn mit zärtlicher Sorgfalt pflegen könnte. Sie erinnerte ihn, an sein ihr gegebenes Versprechen: nicht wieder um Erwerbung eitlen Ruhms fremden Fürsten zu dienen, aber ihr Flehen war umsonst, Heinrich blieb unverrückt bey seinem Vorsatze.

Er versicherte ihr, daß er jetzt nicht auszöge, um eiteln Ruhm, sondern um Vergebung der Sünden und größere Seeligkeit zu erkämpfen. Kaum hatte er dies gesagt so schied er von ihr und ließ unter seinen Lehnsleuten und Dienstmännern bekannt machen, daß jeder, der Loszählung von seinen Sünden wünschte, sie erhalten würde, wenn er zum Schutze der heiligen Kirche mit ihm gen Welschland zöge. Diese Verkündigung lockte viele Streiter herbey, denn wem sein Gewissen Vorwürfe machte, der eilte zu Heinrichs Pannier.

Es versammelten sich so viele wehrhafte Männer, daß dem Grafen Klaus um die Vertheidigung des Vaterlandes bange wurde, wenn es in Abwesenheit aller dieser Männer, die sich Ablas erstreiten wollten, angegriffen werden sollte. Er theilte seine Furcht Heinrichen und den Anführer dieses Heeres reuiger Sünder mit, stellte ihnen die Gefahr vor, in die sie durch ihre Busfertigkeit das Vaterland stürzen könnten, und seine Vorstellung und die Versicherung einiger dem Grafen ergebener Geistlichen: daß es nicht des heiligen Vaters Wille wäre, daß sie um seinet willen ihr Eigenthum und ihre Weiber und Kinder ohne Vertheidigung zurück lassen sollten; bewirkten so viel, daß der größte Theil der versammelten Krieger wieder heim zu ihren Weibern kehr-

ten. Nur hundert blieben bey Heinrichs Pannier.

Mit diesem und seinem Sohne Gerhard trat er seinen Kriegszug an und erreichte sonder Abenteuer und Gefährde Bononien, wohin Urban um seiner Sicherheit willen von Rom geflüchtet war. Bey der ehrenvollen Aufnahme, die er von dem Pabste erhielt, erneute dieser alle Versprechungen, die er ihm vorher schon schriftlich gemacht hatte.

Mit den größten Ehrenbezeugungen ließ hierauf Urban Heinrichen nach Rom begleiten, von welcher Stadt er zum Heere abgehen sollte. Indessen sendete Urban an den Ritter Haucuth und ließ ihm gebieten: die Anführung des Heeres dem Grafen Heinrich von Hollstein abzutreten; und befahl zu gleich dem ganzen Heere: hinfort keinem Andern als dem Grafen Heinrich, diesem aber wie dem Oberhaupte der Kirche selbst zu gehorchen.

In Rom nahm Heinrich seine Herberge in dem Gasthause zum Schwerdte, das einem Deutschen, Namens Wolf, gehörte. Dieser Mann freute sich, einen vaterländischen Fürsten unter dem Obdache seines Hauses zu sehen, warnte ihn aber auch zugleich vor den Ränken der Römer und der Arglist der Welschen.

Beyde,

Beyde, gnädiger Herr — versicherte er Heinrichen — habe ich, während meines langen Aufenthaltes unter ihnen, oft genug Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen. Die Welschen, sollt Ihr wissen, hochgebohrner Graf, sind ein rachgieriges Volk. Beleidigter Stolz, einen aus fernen Landen herbeygerufenen Deutschen als ihren Anführer verehren zu müssen, wird den Grimm der Welschen wider Euch entbrennen und ihre Arglist wird gefährliche Pläne zu Eurem Verderben ersinnen. Besonders, gnädiger Herr, warnt Euch ein treuer Landsmann vor dem Feldhauptmanne Haucuth. Ich bin versichert, daß er sein Amt ungern niederlegt, und ob er gleich ein Engländer von Geburt, so ist er doch so voller Ränke, als irgend ein Römer.

Ich danke Dir lieber Mann — antwortete Heinrich — für deinen guten Rath, aber sey ausser Sorgen. Als ich mich in Frankreich, bey dem englischen Heere befand, habe ich gelernt, wie man Ränken und Nachstellungen begegnen muß.

Einige Tage nachher machte sich Heinrich auf, um nach dem Heere abzugehen. Sein gefälliger Wirth begleitete ihn. Er hatte sich nebst einem Knechte gerüstet und bewaffnet, benahm sich aber so unbehülflich in der schweren Rüstung,

daß Heinrich lächelnd zu ihm sagte: Es scheint, als ob du weniger guter Kriegsmann als guter Wirth wärst.

Getroffen, hochgebohrner Graf und Herr — antwortete Wolf — Ich war auch nie ein Kriegsmann und wollte jetzt nur sehen, wie ich mich als solcher ausnähme.

Der Zug gieng fort, Heinrich ritt mit einigen seiner Leute voraus und ließ die übrigen in einiger Entfernung nachfolgen. Sie hatten einige Stunden Weges zurück gelegt, als sie hier und da, auf Anhöhen und an Päßen, kleine und größere Haufen von Kriegern erblickten.

Seht Ihr, gnädiger Herr — sprach Wolf zu Heinrichen, als er den ersten dieser Haufen gewahr wurde — Sehet Ihr dort oben auf dem Berge Reisige und Gewapnete halten?

Die sehe ich wohl — antwortete Heinrich — aber was schaden sie uns? Es sind ohne Zweifel Posten, die der Feldhauptmann Haucouth zu seiner Sicherheit ausgestellt hat.

Ihr habt wohl Recht, Hochgebohrner Graf und Herr — wendete Wolf ein — doch Ritter Haucuth stellte diese Männer nicht zur Sicherheit seines Heeres, wohl aber zur Sicherheit seiner Feldhauptmannschaft aus. Sie suchen niemand als Euch, gnädiger Herr, und wenn ich Euch rathen sollte, so gienget Ihr wieder

nach Rom zurück und suchtet vorher die Gesinnungen dieses stolzen Mannes genau zu erforschen, ehe Ihr es wagtet, Euch ihm selbst zu nähern.

Wozu das — sprach Heinrich — hier ist keine Gefahr zu befürchten. Der heilige Vater hat seinem Feldhauptmanne befohlen, seine Würde nieder zu legen und mir die Anführung des Heeres zu übergeben und hoffentlich wird er sich diesem Befehle nicht widersetzen, und gesetzt er thäte es, so mag er es mit dem Pabste ausmachen. Ich habe keine Feindschaft wider ihn und gehe eben so gern wieder nach Hollstein zurück, als ich es willig verließ um nach Welschland zu kommen.

Wollt Ihr nicht nach Rom zurück kehren, fieng Wolf wieder an — so laßt uns wenigstens durch jenen Weg, dort uns zur Linken, ziehen, wo ich keine Kriegsknechte gewahre. Da wollen wir weilen, bis die übrigen Eurer Begleiter sich an Euch schliessen können.

Nein, ehrlicher Mann — entgegnete Heinrich — ich werde nicht durch diesen Weg ziehen. Deine Besorgniß für mich macht Dich allzufurchtsam. Nie flohe ich in offenem Felde vor meinen Feinden, viel weniger werde ich jetzt fliehen, da niemand mich schreckt oder jagt. Soll

ich mich vor Leuten fürchten, die so wie ich dem Pabste dienen? Kannst Du mich versichern, daß diese Gewapneten, die wir sehen, wirklich von des Pabstes Heere sind, so wollen wir uns auf unserm Wege nicht länger aufhalten lassen.

Von des Pabstes Heere sind sie gewiß — gab Wolf zur Antwort — denn von Johannens oder ihres Pabstes Völkern kann keine Schaar so weit hervor dringen, aber ich schwöre es Euch, gnädiger Herr, Ihr hättet von diesen vielleicht weniger zu fürchten, als von Haucuths Abgeschickten. Ich bitte Euch, gebt den Vorstellungen eines aus Landsmannschaft Euch ergebenen Mannes Gehör. Haucuth trachtet Euch nach dem Leben, vergeßt daher der nöthigen Vorsicht nicht. Hört noch einen Vorschlag und nehmt ihn an, wenn Euer Leben Euch lieb ist. Ihr lachtet, gnädiger Herr, als ich mich bey Eurem Abzuge nebst einem meiner Knechte bewafnete, aber es geschahe nicht ohne Ursache. Ich selbst legte eine Rüstung an, um mich unkenntlich zu machen und meinem Knechte gebot ich, aus Sorgfalt für Euer Leben, sich zu bewafnen. Ich erhielt diese Rüstungen einst von einem Ritter und seinem Knappen, die in meinem Hause an empfangenen Wunden starben. Lange lagen sie auf meinem Boden, jetzt kann ich sie benutzen. Doch ich will Euch nicht die Geschichte dieser Rüstung

erzählen, sondern Euch lieber sagen, warum ich Gebrauch von ihnen machte. Es gefalle Euch, gnädiger Herr, Eure Rüstung und Waffen mit den meines Knechts zu verwechseln. Wird er in der Eurigen von Haucuths Leuten ermordet, so ist an ihm nichts verloren, denn der Kerl ist ein Dieb und Mörder, den ich ohne dies heut der strafenden Gerechtigkeit übergeben wollte. Laßt uns in das neben uns liegende Gebüsch verstecken, wo Ihr Euch im Verborgnem umkleiden könnt.

Heinrich war zwar nicht geneigt, diesen Vorschlag anzunehmen, allein die Bitten aller seiner Begleiter und vorzüglich das stürmende Flehen seines Sohnes vermogten ihn endlich dazu und bald hatte er diesen Bitten und der Vorsicht seines Wirthes, die Erhaltung seines Lebens zu danken.

Kaum hatte Heinrich seine Umkleidung beendigt, als einige der vorhin entdeckten Haufen auf ihn und seine Leute stiessen. Sie griffen sie an, ohne auf des Grafen und seine Begleiter Versicherung: daß sie ihre Freunde wären; zu hören und drangen vorzüglich auf Wolfs mit Heinrichs Rüstung bekleideten Knecht los; und erst dann, als dieser erschlagen war, fragten sie: mit wem sie zu thun hätten.

Wir sind vom heiligen Vater hieher gesandt, um zum Heere zu gehen — antwortete

ihnen Heinrich — aber nun können wir immer wieder umkehren da der Graf von Hollstein, der die Anführung desselben übernehmen sollte, von Euch ermordet worden ist.

Die Mörder stellten sich über diesen unglücklichen Vorfall äusserst traurig, versicherten aber, daß sie blos aus Unwissenheit gefehlt hätten.

Wie aufgebracht wird unser Anführer seyn — setzten sie hinzu — wenn er den unglücklichen Tod eines Helden erfährt, dem er seine Stelle zu übergeben vor Begierde brannte. Doch er wird unser Versehen verzeihn, wie Ihr, tapfre Brüder und Waffengenossen. Wir hielten Euch für Franzosen, weil es uns schien, als ob Euer Pannier mit Lilien bezeichnet wäre. Uebrigens wird es Euch gefallen uns zu begleiten, weil wir von unserm Feldhauptmann Befehl haben: Alle die wir antreffen ihm zu überliefern.

Heinrich wollte wieder nach Rom zurückkehren und machte daher im Namen Aller, die ihn begleiteten, wider das Begehren der päbstlichen Krieger Einwendungen. Diese versicherten ihm aber dagegen, daß sie sie nicht dürften ziehen lassen und sie, wenn sie ihnen nicht gutwillig folgen wollten, mit Gewalt zu dem päbstlichen Heere führen würden. Indessen hatten sich noch mehrere Krieger mit denen vereinigt, die vorher Heinrichen angegriffen hatten, und

dieser hielt es für allzugefährlich, sich mit einer überlegnen Menge, die noch über dies leicht durch frische Völker unterstützt werden könnte, in ein Gefecht einzulassen. Er folgte ihnen daher nebst den Seinigen in das päbstliche Lager.

Ritter Haucuth beklagte den Unfall des tod geglaubten Grafen noch mehr, als die von ihm abgesandten Mörder.

O daß dieser große Mann gleich beym ersten Angriffe bleiben mußte, ehe Ihr noch Zeit hattet, Euch meinen irrenden Kriegern verständlich zu machen — sprach Haucuth zu den Hollsteinern — Seyd versichert, daß es mir die größte Freude gemacht haben würde, Heinrich den Eisernen, den Helden, den ich schon damahls, als er sich diesen ruhmvollen Namen erwarb, bewunderte, noch einmahl wieder zu sehen.

Wie fragte Heinrich, der ob er gleich nicht als Graf von Hollstein vor Haucuth erschien, sich ihm doch als den Vornehmsten unter den Hollsteinern zeigte — wie Ihr hättet unsern Anführer bereits gekannt?

Allerdings — antwortete Haucuth — unter dem Pannier des Grafen von Lancaster fochte ich bey Cressy, als Graf Heinrich von Hollstein sich Lorberen und einen ehrenvollen Beynamen erwarb. Aber bald nach der Schlacht verließ ich Frankreich, weil mich die Königin

Philippe zu einem ihrer Begleiter wählte, als sie nach England gieng, den König David Bruce zu schlagen und seit dem habe ich den großen Heinrich nicht wieder gesehen.

Ihr wart also nicht mehr bey dem englischen Heer — fragte Heinrich weiter — als so heftige Verfolgungen über ihn ausbrachen, daß er sein Leben nur mit Mühe retten konnte?

Nein, Herr Ritter, ich kehrte nicht wieder mit der Königin zurück — erwiederte Haucuth — oft aber habe ich den Herrn Grafen wegen dieser ungerechten Verfolgungen bedauert.

Die Hollsteiner wollten dies päbstliche Lager bald wieder verlassen, aber Haucuth bat sie, bey ihm zu bleiben.

Tapfere Leute und das weis ich, sind alle Hollsteiner, können meinem Heere nützen, wenn gleich nicht so viel als Heinrichs des Eisernen Tapferkeit dem heiligen Stuhle genützt haben würde — sprach der Feldhauptmann zu ihnen — Ihr scheint Mißtrauen gegen mich zu hegen, aber seyd versichert, daß Ihr mir Unrecht thut. Bey meiner ritterlichen Ehre schwöre ich Euch, daß Ihr nichts von mir zu fürchten habt, so wenig als Euer Anführer, wenn er noch lebte. Im

Gegentheile würde ich ihm alle Ehre erweisen, die einem solchen großen Manne gebührt.

Heinrich der in einen Schwur bey ritterlicher Ehre nicht das geringste Mißtrauen setzte, verließ jetzt den päbstlichen Feldhauptmann und gieng in das Zelt, das ihm angewiesen worden war. Ich werde mich dem Ritter Haucuth entdecken — sprach er zu seinem Sohne und den Vornehmsten seiner Begleiter — nach dem Schwure, den er geleistet hat, kann ich nichts von ihm zu fürchten haben, zu mahl wenn ich ihm versichere, daß ich auf die Anführung des Heeres Verzicht thue, wenn er sie mir nicht gutwillig übergeben will.

Gerhard so wohl als die andern hatten viel wider diesen Vorsatz Heinrichs einzuwenden, aber seine Vorstellung: daß Haucuth sie dann, wenn er wüste, daß er noch lebte wahrscheinlich um so eher wieder abziehen lassen würde; machte, daß sie es für das beste hielten, wenn er seinen Entschluß ausführte. Er kleidete sich daher seinem Stande gemäs und gieng in Haucuths Zelt.

Graf Heinrich von Hollstein lebt noch — redete er ihn an — er war es, der bisher unter dem Namen des Ritters, Heinrich von Plön, mit Euch sprach. Habt Ihr mich ehemahls gekannt, so werdet Ihr mich auch jetzt wieder erkennen, denn Alter hat zwar mein Gesicht ge-

furcht, aber die Züge desselben nicht ganz verändert.

Heinrich schlug sein Visier zurück und Haucuth rief aus:

Ja ich sehe Heinrich den Eisernen von Hollstein! Seyd mir willkommen, Herr Graf, und glaubt meiner Versicherung, daß ich mich Eures Lebens freue. Aber wer war der, den Irrthum meiner Leute tödete?

Heinrich. Ein Knecht mit dem ich die Rüstung verwechselt hatte, weil ich gegen Euch, Herr Ritter, mißtrauisch gemacht wurde. Dies Mißtrauen rettete mein Leben, aber jetzt hege ich nicht das geringste mehr gegen Euch. Ich bin in Absicht Eurer nicht feindselig gesinnt, schmeichle mir aber auch, daß Ihr es gegen mich eben so wenig seyn werdet. Seyd Ihr befugt, mir die Anführung des Heeres zu verweigern, so sagt es mir frey und wir wollen deshalb keine Feinde werden.

Haucuth. Nein, Herr Graf das wollen wir nicht, im Gegentheil seyd versichert, daß ich Euch schätze und ehre.

Heinrich. Kann ich eben so wohl hoffen, daß Ihr mich in der Ausübung der Pflicht, die der Pabst mir auflegte, nicht hindern werdet?

Haucuth. Gefällt es Euch neben mir Befehlshaber des Heeres zu seyn: so wird es

mich freuen, den Rath eines solchen kriegser-fahrnen und tapfern Mannes als Ihr Herr Graf seyd, zu benutzen.

Heinrich. Nein Herr Ritter, entweder Befehlshaber allein, oder gar nicht.

Haucuth. Gern würde ich mein Amt als Feldherr niederlegen, damit Ihr nicht vergebens Euch Gefahren und Beschwerden ausgesetzt hättet, allein der Pabst hat mir die Anführung seines Heeres auf eine festgesetzte Zeit übertragen und ehe diese verflossen ist, wird nichts mich bewegen können, sie einem andern abzutreten. Uebrigens, Herr Graf, werdet Ihr so billig seyn, nicht mir, sondern die Wortbrüchigkeit des Pabstes allein, es beyzumessen, daß Ihr aus so weit entlegnen Ländern eine nutzlose Reise nach Italien machtet. Wollt Ihr aber so lange verweilen, bis die zwischen dem Pabste und mir festgesetzte Zeit verflossen ist, so will ich Euch dann gern und willig meine Befehlshaberstelle übergeben, denn ich versichre Euch, daß man an der Spitze solches zusammen gelaufenes Gesindels, wie die Krieger des heiligen Vaters, so wenig Ehre, als durch die Freigebigkeit seiner päbstlichen Heiligkeit Schätze erwerben kann. Versprechungen, Ablas und apostolischer Segen, daß sind die Schätze all, die man sich in den Diensten des Pabstes erwirbt.

Heinrich war nicht Willens sich ohne Beschäftigung in Italien aufzuhalten, er verließ daher das Lager und gieng nach Bononien zurück, um dem Pabste zu berichten, was zwischen ihm und Haucuth vorgefallen war. Seine Aufnahme daselbst war von der ersten sehr unterschieden und es vergingen viele Tage, ehe er vor seine päbstlichen Heiligkeit kommen konnte. Seine aus Hollstein mitgenommener Schätze waren aufgezehrt und Pabst Urban hatte seine schönen Versprechungen bisher so wenig erfüllt, daß Heinrichen sogar die zu Bestreitung der Kosten für seinen Unterhalt nöthigen Gelder nicht ausgezahlt worden waren.

Nach langem Aufenthalte hatte zwar Heinrich die Ehre des heiligen Vaters Füße zu küssen, er bewies sich aber nicht mehr so gefällig gegen ihn als vorher. Im Gegentheil bezeigte er Unzufriedenheit, daß Heinrich die Anführung seines Heeres nicht übernommen hatte, gab seine Vorstellung der Gründe, warum ihm dies unmöglich gewesen wäre, nicht Gehör, und beantwortete Hainrichs Bitten: ihm einstweilen eine Summe Geld auszahlen zu lassen; mit leeren Vertröstungen. Heinrich erhielt kein Geld und wurde nicht einmahl wieder vor den Pabst gelassen, so oft und dringend er auch um ein Gehör bey ihm ansuchte.

Heinrich war nun selbst überzeugt worden, daß die Behauptung des Ritters Haucuth: daß sich in den Diensten des Pabstes so wenig Ehre als zeitliche Schätze erwerben liessen; vollkommen richtig war, und ob er gleich seinen Zug nach Italien nur zu Erlangung ewiger Schätze unternommen hatte, so würde ihn doch der gänzliche Mangel der zeitlichen in große Verlegenheit gesetzt haben, wenn er in Italien keinen Bekannten gehabt hätte. Er stand in Verbindung mit dem Herzoge Visconti von Mayland, dem er bisweilen einige seiner wendischen Unterthanen zugesendet hatte. Als er demnach bemerkte, daß von dem Pabste Urban nicht einmahl Gehör, vielweniger Geld zu erlangen wäre, verließ er Bononien und gieng nach Mayland, dem Regenten dieses Herzogthums seine Verlegenheit zu klagen.

Der Herzog von Mayland war sogleich bereit, ihm das benöthigte Geld vorzustrecken, ja er versprach sogar, ihn bis nach Cölln zu begleiten, wenn er vorher einige Tage bey ihm in Mayland verweilen wollte. Heinrich nahm diese Einladung an und freuete sich des Versprechens des Herzogs. In seiner Gesellschaft und bey den Lustbarkeiten die der Herzog ihm zu Ehren anstellte, vergaß er des Verdrusses über seine nutzlose und für ihn mit so vielen Beschwerden

und Kosten verbundne Reise und die Erinnerung, an seine frühern Jahre, wozu ihm der Herzog von Mayland, durch die Bitte: daß er ihm die Geschichte seines Lebens erzählen mögte, Veranlassung gab, vermehrte die Fröhlichkeit der Tage, die er in Mayland verlebte.

Es scheint, Herr Graf — sprach der Herzog von Mayland, nach geendigter Erzählung, zu Heinrichen — als ob Ihr einmahl zu dem Schicksale beschieden wäret, von den Anführern der fremden Herre, unter denen Ihr aus Ehrbegierde fochtet, Verdrießlichkeiten erdulden zu müssen.

Zehn Tage verweilte Heinrich in Mayland, dann begleitete ihn der Herzog, seinem Versprechen gemäß, nach Cölln. Hier unterhandelte Heinrich mit einigen Kaufleuten über eine Summe Geldes, wovon er dem Herzoge von Mayland das ihm vorgeschossene wieder bezahlte. Den cöllnischen Kaufleuten gab er eine Verschreibung, daß er es an ihre Handelsfreunde zu Lübeck wieder bezahlen und Lübeck nicht eher verlassen wollte, bis er richtige Zahlung geleistet hätte. Er dankte dem Herzoge vom Mayland für die ihm erwiesene Gefälligkeiten. Nach einer freundschaftlichen Umarmung trennten sie sich, und Heinrich gieng nach Lübeck, wo er seinem gegebne

Worte zu Folge so lange blieb, bis er die in Cölln gemachte Schuld wieder bezahlt hatte.

Hierauf eilte er in sein Land, langte glücklich auf dem Schlosse zu Plön an und freute sich der Ruhe und des glücklichen Lebens im Zirkel der Seinigen, beklagte aber auch den Zeit und Kostenaufwand, den sein vergeblicher Kriegszug nach Italien ihn verursacht hatte. Bald nachher verband sich mit dem Verdrusse über denselben, der Schmerz über den Verlust seiner Gattin, die zwar spät, für ihrem Gemahl und ihre Kinder aber immer noch zu früh ihr Leben endigte.

Ingeburgs Tod erneuete in ihrem Gemahle die Todesgedanken, die ihn schon einmahl angewandelt hatten und foderten ihn zugleich zu Werken der Frömmigkeit und christlichem Milde auf. Die Mönche in dem Kloster zu Bordesholm bemerkten diese religiöse Stimmung und beschlossen, sie nicht unbenutzt zu lassen. Sie baten den Grafen, ihrem Kloster das Dorf Loop zu schenken und sie baten nicht vergebens.

In stiller Ruhe verlebte Heinrich noch zwey Jahre. Im Lauf derselben begegnete ihm aber nichts, das wir für werth hielten Euch, theure Leser, mitzutheilen. In einem greisen Alter starb Heinrich der Eiserne, von Allen, die ihn kannten, bedaurt, und hinterließ den Ruhm ei-

nes großen Mannes und eines würdigen Regenten. Sein Leichnam wurde neben dem Sarge seiner Ingeburg, in dem Begräbnisse seines Hauses im Kloster zu Itzehoe beygesetzt.

Brigittens Weissagung trog auch in Absicht Gerhards nicht. Dieser älteste Sohn Heinrichs des Eisernen, der die hinterlassenen Länder seines Vaters unter sich und seine beyden Brüder vertheilte, wurde wenig Jahre nach Heinrichs Tode Herzog von Schleswig.

Ende des zweiten und letzten Theils

nes großen Mannes und eines würdigen Regenten. Sein Leichnam wurde neben dem Sarge seiner Ingeburg, in dem Begräbnisse seines Hauses im Kloster zu Itzehoe beygesetzt.

Brigittens Weissagung trog auch in Absicht Gerhards nicht. Dieser älteste Sohn Heinrichs des Eisernen, der die hinterlassenen Länder seines Vaters unter sich und seine beyden Brüder vertheilte, wurde wenig Jahre nach Heinrichs Tode Herzog von Schleswig.

Ende des zweiten und letzten Theils

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinse, Gottlob Heinrich, 1766-1813

Heinrich der Eiserne, Graf von Hollstein Eine Geschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert. In zwey Theilen

Bd.: 2

Leipzig (1791)

P.o.germ. 593 s-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110752-2
VD18 80334180-001